

# Dabeim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 13. Oktober 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N<sup>o</sup> 2.

## Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.

Nachdruck verboten.  
Ges. v. H. VI. 70.

(Fortsetzung.)

Unterdessen ritt der Graf rasch zu, denn er hatte einen tüchtigen Umweg machen müssen. Als er in Sergen eintraf, fand er dort große Gesellschaft. Herr von Ahlbach war Junggefell und eine geistliche Natur. Da ging es denn in Sergen zu wie in einem Taubenschlag. Auch heute mochten wohl ein Duzend Herren anwesend sein. Da waren einige junge Gutsbesitzer von jenseits des Stromes; da waren der Kreisrichter und der Friedensrichter, da waren einige Herren von der Brandweinaccise. Man war eben dabei, ein bescheidenes Abendbrot einzunehmen, als der Graf mit einem: „Guten Abend allerseits, meine Herren!“ eintrat. Alsogleich entstand großer Jubel. „Guten Abend, Herr Graf! Guten Abend, Polderkamp! Gu'n Mojen, Georg, alter Junge!“ Man rückte zusammen, zwei der jüngeren Herren rannten dicht vor dem Grafen mit zwei Stühlen, die sie gleichzeitig herbeigeht hatten, hart zusammen, der Diener brachte noch ein Couvert. Dann nahmen alle wieder Platz.

Der Graf hatte für jeden ein freundliches Wort: „Wie geht es Ihrer Frau Tante, Herr von Bärwald? Besser? Gott sei Dank!“ — „Schotthof, Ihre Wiese steht aber wirklich brutal. Wo werden Sie mit all dem Heu hin?“ — „Stockfisch, quält Ihr Euch noch immer mit der Brandstiftung? Verdammtes Volk diese Juden!“ — „Alexander, wie bist Du mit der neuen Flinte zufrieden? Der linke Lauf läßt zu wünschen übrig. Nicht?“ etc.

Nach dem Abendessen wurde ein Zeuchen gemacht. Da man wußte, daß der Graf nicht spielte, so verschonte man ihn mit Aufforderungen, sich zu betheiligen. Er sah eine Weile dem Spiel zu und neckte bald diesen, bald jenen. Unter den Herren befand sich auch ein Baron Grünhof, ein junger Mann, der eine furchtbare Narbe im Gesicht trug, die seine linke Wange in zwei Hälften theilte. Er war offenbar der einzige in der Gesellschaft, der mit Leidenschaft spielte, und er verlor beständig. „Armer Schelm,“ dachte Polderkamp, „was doch daraus werden wird!“

XIV. Jahrgang, 2. f.

„Auf ein Wort, Herr Graf.“  
Der Graf trat zurück. „Was gibt es, Herr von Bärwald?“  
„Ich möchte mir Ihren Rath erbitten. Bernstein bietet mir für den Lapswald zwanzigttausend Rubel. Er will ihn in drei Jahren abführen. Was raten Sie?“

„Lehnen Sie unbedingt ab. In Rußland wirthschaften sie so unsinnig, daß sie dort in ein paar Jahren mit ihren Wäldern fertig sein müssen. Dann kommen wir an die Reihe, und dann können wir die Preise machen. Lehnen Sie den Vorschlag ab; in fünf, höchstens in zehn Jahren werden Sie für Ihren Wald das Doppelte bekommen.“

„Tausend Dank! Sie haben gewiß Recht. Es lag mir daran, das Urtheil eines Sachverständigen zu hören.“

„Sie sind sehr freundlich, mich für einen solchen zu halten.“

„O, das thun wir alle.“  
Die Herren traten wieder zurück an den Spieltisch. Der Herr von Grünhof verlor noch immer. Sein Gesicht war sehr bleich, seine Narbe sehr roth geworden; aber er bewahrte äußerlich seine Haltung. Trotzdem schienen seine hohen Einlässe allerseits peinlich zu berühren. „Armer Junge,“ dachte der Graf, „die Leidenschaft, die Dich fortreißt, kenne ich nur zu gut.“ Er mochte der Scene nicht länger zusehen, er ging daher ins Nebenzimmer, wo die Gewehre hingen, nahm eine Flinte von der Wand und begab sich ins Freie.

„Wohin?“ fragte der Hausherr vom Tisch her.  
„Fledermäuse schießen,“ war die Antwort.

Es war ein Hochgenuß, aus dem heißen vollgerauchten Zimmer in die frische Luft zu kommen, und der Graf athmete tief auf. Rings um ihn herrschte die kurze Dämmerung, welche in dieser Jahreszeit vor Mitternacht die helle nordische Sommernacht einzuleiten pflegt. In der Nähe war alles still; aber in den Wiesen schrie der Wachtelkönig und schlug die Wachtel, und aus weiter Ferne klangen eintöniges Hundegebell und weit gezogene Volkslieder herüber. Ueber dem Hof und dem daran

stosenden Teiche flatterten zahlreiche Fledermäuse in jähem Zickzackwendungen. Vom Obfigarten her flog eine Nachtschwalbe meckend nach links über den Hof weg und verschwand im Dunkel. Der Graf setzte das Gewehr an, aber er kam nicht zum Schuß. Da — da — da war sie wieder — und wieder vorüber. „Warte, Dich bekomme ich,“ dachte der Graf, behielt die Klinte an der Wade und gab scharf Licht.

„Bardon, Herr Graf, sühre ich?“ fragte halblaut eine tiefe, leise zitternde Stimme. Der Graf kannte die Stimme. Es war die Stimme des jungen Mannes mit der Narbe, der so leidenschaftlich spielte.

„Einen Augenblick, Herr von Grünhof, sofort,“ erwiderte er halblaut und fuhr mit dem Gewehr an der Wange rasch nach links herum.

Der Schuß krachte und der Vogel fiel herab wie ein Stein. „Kommen Sie, Herr von Grünhof, wir wollen den Vogel auffuchen.“

Der Graf ging rasch voran und der Baron folgte ihm. Sie entfernten sich dabei vom Wohnhause. „Hier muß er liegen,“ sagte der Graf, indem er sich bückte und umherpähte. „Da — da ist er!“ Er hob das Thier auf. „Was für ein seltsamer Vogel,“ sagte er, und dann zum Baron gewandt: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Grünhof?“

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie mir wohl tausend Rubel leihen könnten?“

Die Frage kam sehr gepreßt heraus.

Der Graf hielt den todtten Vogel an einem Bein und schlug ihn mechanisch gegen den Hinterrücken.

„Haben Sie so viel verloren?“

„Ja.“

„Aber, bester Herr von Grünhof, das ist die Hälfte Ihres Gehaltes, und Sie haben doch kein Vermögen.“

Der Baron antwortete nicht.

Der Graf warf den Vogel weg, setzte den Hahn des zweiten Laufes in Ruhe und zuckte die Achseln. „Ich bedaure, Ihnen nicht helfen zu können,“ sagte er. „Tausend Rubel sind eine große Summe; ich kann sie Ihnen nicht geben.“

„Bardon, daß ich lästig wurde.“

Der Baron wandte sich rasch um und schlug den Weg nach dem Wohnhause ein.

Der Graf blickte ihm ein paar Augenblicke unruhig nach.

„Du bist nicht mehr der alte Leichtfuß,“ rief eine Stimme in ihm. „Tausend Rubel sind ein kleines Kapital, das man nicht auf die Strafe werfen darf. — Willst Du den Armen wirklich so von Dir gehen lassen?“ rief eine andere Stimme. „Du, der Du Dich früher selbst so oft in einer ähnlichen Lage befunden hast?“

Der Graf schwankte einen Augenblick, dann eilte er dem Baron nach. „Herr von Grünhof,“ sagte er, „ich kann Ihnen das gewünschte Geld doch geben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich respektire nicht mehr darauf.“

„Aber, bester Grünhof, Sie werden doch nicht mir gegenüber den Empfindlichen spielen? Ich sage Ihnen ganz aufrichtig, es war der verdammte Mammon, der für einen Augenblick Herr über mich wurde; aber ich bin, wie Sie sehen, mit ihm fertig geworden. Sie werden mich doch nicht der Möglichkeit eines Rückfalles aussetzen? Nicht wahr, das thun Sie mir nicht an?“

Der Baron schlug frächtig in die dargebotene Hand des Grafen. „Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ sagte er, „und ich verspreche Ihnen, daß ich künftig nie —“

„Aber lassen Sie das doch,“ lieber Grünhof. Solche Gelübde thut man sich selbst, aber nicht anderen. Sagen Sie — haben Sie den Bergdorfschen Artikel über die Accise in Kurland gelesen? Sehr interessant! Nicht?“

Die Herren im Hause hatten unterdessen mit dem Spiel aufgehört und kamen nun auch ins Freie. Man stand paarweise oder in Gruppen zusammen, schwatzte und lachte.

„Apropos, Ahlboch, da hast Du Dein Taschenbuch. Du hättest es bei mir liegen lassen.“

„Richtig, besten Dank. Sag' doch, Dein Schwager Paul kommt ja in der nächsten Woche?“

„Woher weißt Du das?“

„Mein Vetter August schrieb mir davon. Hör' einmal, das ist ja heuer zum Regimentsfest höllisch hoch hergegangen. Donnerwetter!“

„Na, wir haben uns unserer Zeit auch nicht lumpen lassen. Schreib' Dein Vetter Näheres?“

„Warte, ich bring' Dir den Brief oder besser — komm' lieber mit ins Zimmer. Du könntest ihn ja hier ohnehin nicht lesen. Er ließ Dir auch noch etwas sagen — warte — was war es doch gleich? — richtig, er ließ Dir sagen, die Schwägerin des Fürsten Duchanow — Stallmeister ist er, glaube ich — die Gräfin Vätitia — Vätitia — ja, wie sie weiter heißt, weiß ich nicht mehr — habe sich mit einem armenischen Fürsten — ja, wer kann diese unmenschlichen Namen behalten — verlobt. August meint, die Nachricht würde Dich interessieren.“

Die beiden waren unterdessen bis an die Hausthüre gekommen. Der Graf blieb stehen und lehnte sich schwer an den Thürpfosten. „Wo bleibst Du?“ fragte der Baron, der vorausgegangen war, und wandte sich um. „Wo bleibst Du?“ wiederholte er, als keine Antwort erfolgte. Als der Graf auch jetzt unbeweglich blieb, ging der Baron rasch auf ihn zu.

„Bist Du unwohl geworden, Georg?“

„Es ist nichts — einen Augenblick — laß mich — es ist so heiß.“

„Soll ich Dir ein Glas Wasser bringen?“

Der Graf nickte. Der Baron eilte ins Zimmer und brachte eine Karaffe und ein Glas, das er voll schenkte und dem Grafen reichte. Der Graf leerte ein Glas und noch ein Glas.

„Das thut wohl,“ sagte er, „ich danke Dir. Und nun mußt Du mir Deines Veters Brief geben.“

Sie traten in das Zimmer und der Graf nahm am Tisch Platz. Der Baron brachte den Brief, rückte die Lichte näher und setzte sich dann dem Grafen gegenüber. „Du siehst schändlich übel aus,“ sagte er.

„D, das hat nichts zu sagen.“ Der Blick flog hastig über die Seiten des Briefes. Da war erst eine Beschreibung des Regimentsfestes, das durch die Anwesenheit hoher und höchster Personen verherrlicht worden war; dann eine begeisterte Schilderung der letzten Aufführungen in der italienischen Oper; dann ein Vergleich zwischen der Teveria und der Lothar vom französischen Theater, wobei der Briefschreiber sich für letztere entschied. Da — da war endlich die gesuchte Stelle. Nein, doch noch nicht: „Aus dem Handel mit Silberstierna konnte leider nichts werden. Die Stute war zwar ein Schimmel, aber ein Rothschimmel, und die können wir nicht brauchen. Jammer schade, die Währe war schön und der Preis nicht hoch.“ Aber da — da war es endlich. „Der Fürst Duchanow will sie für seine Schwägerin kaufen, die Gräfin Vätitia Bagusto, die sich eben mit dem Fürsten Biziani, Rittmeister bei den Leibgrenadieren zu Pferde, verlobt hat. Ich schrieb Dir, glaube ich, einmal von ihm. Er leitete im vorigen Jahre das Jahresessen der Kaufmannsveteranen. Er ist ein Armenier und ein bildschöner Kerl. Er soll in seine doch schon passirte Braut rasend verliebt sein. Kein Wunder, an seiner Stelle wäre ich es auch. Die Gräfin ist noch immer unendlich liebrend. Unterrichte den „Ziethen der Salons“ davon, es wird ihn interessieren. Was den unverschämten Junker anbetrifft, so kann meine Kleine jetzt wieder unbelästigt ausgehen. Ich habe mit seinem Schwadronschef gesprochen, und der hat dem Vengel ordentlich den Kopf gewaschen. Er hatte —“

Das gehörte nicht mehr zur Sache. Der Graf blickte wieder zurück. Da stand es: Die Gräfin ist noch immer unendlich liebrend.“ Ja, das war sie. Der Graf sah sie vor sich, als ob er sich nie von ihr getrennt hätte. Da stand sie vor ihm, wie sie so oft vor ihm gestanden hatte, und blickte ihn an mit ihren schönen braunen Kinderaugen, wie sie ihn so oft angeblickt hatte. Er sah wieder das reiche braune Haar, die holden Grübchen in Wangen und Kinn, die volle und doch so graziose Gestalt. Er sah das alles, und die tiefe Trauer,

die aus dem Antlitz der Jugendgeliebten sprach, ließ sein Herz sich in wildem Wehe zusammenziehen.

„Wart Du mit der Gräfin näher bekannt, Georg?“

Der Graf erhob sich. „Ja, ich war oft im Hause ihrer Schwester. Bitte, laß mein Pferd satteln.“

„Willst Du nicht lieber fahren, Georg?“ Du siehst noch so elend aus. Ich will anspannen lassen.“

„Nein, bitte, laß nur. Ich danke Dir. Ich bin wirklich wieder ganz wohl. Ich habe in der letzten Zeit mehrmals solche Anfälle gehabt; aber sie gehen bald vorüber.“

„Du greißt Dich zu sehr an, Georg. Du bist von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zu Pferde und auf dem Felde. Ich habe immer gefürchtet, daß Du es nicht aushalten würdest.“

„O, das halte ich schon aus. Man muß sich tummeln, Lebrecht, man muß erwerben, man muß reich werden. Nicht?“ Der Graf lachte, aber es war nicht sein gewöhnliches Lachen, das so herzlich war und so ansetzend wirkte.

Das Pferd wurde vorgeführt, der Graf schüttelte den Herren die Hände, schwang sich in den Sattel und ritt langsam, im Schritt, davon.

Ahlbach ging noch ein paar Augenblicke neben ihm her. „Willst Du nicht doch lieber einen Wagen nehmen?“ fragte er besorgt.

„Nein. Besten Dank. Laß Dich bald wieder bei uns sehen.“

Sie schüttelten sich die Hände, und Ahlbach kehrte zu den Herren zurück. Diese sprachen vom Grafen und waren seines Lobes voll. Jeder wußte einen neuen liebenswürdigen Zug von ihm zu erzählen.

„Ja, er ist ein Prachtmensch, und was das Beste ist, er ist mein Freund!“ rief Ahlbach.

Der Graf ritt langsam seines Weges. Ueber dem Busch am Bach, in dem die Nachtigall schlug, über den Feldern, in denen die Wachtel rief, über den Wiesen, in denen der Erdtrebs schnarrte, lag ein zartes rosa Licht. Ein zartes rosa Licht lag auch auf dem ganzen Horizont, selbst die Sterne am Firmament schienen durch einen zarten rosa Schleier zu glänzen. Ein kräftiger Geruch von schwarzer Erde und grünem Birkenlaub erfüllte die Luft.

Es war eben eine helle herrliche, nordische Sommernacht, und sie rief in dem Grafen Erinnerungen wach an Sommernächte, die noch heller und herrlicher gewesen waren als diese. O, wie deutlich erinnerte er sich noch der ersten dieser Sommernächte! Er hatte in Pawlowsk mit den Kameraden gezecht, während der Chor der Volkstänzer des Fürsten Galizin das zahlreich versammelte Publikum durch seine holden Lieder entzückte. Da war Pagusio auf ihn zuge treten: „Erlaube, daß ich Dich meiner Schwester Lätitia vorstelle.“ Das war eine kostliche Nacht geworden, und die darauf folgende war noch schöner gewesen. Am folgenden Tage hatte das große Offiziersrennen stattgefunden. Der Graf wäre auch sonst wie unünnig geritten, denn er hatte am Tage vorher die letzte Samolet-aktie, die aus dem väterlichen Nachlaß noch übrig war, zum Geldwechsler getragen, und er mußte den Sieg davontrogen; aber heute übertraf er sich selbst. Auch die „Hoffnung“ übertraf sich selbst. Es war, als ob das kluge Thier wußte, daß heute ein paar braune Augen ängstlich auf seinen Reiter gerichtet waren, die in stolzer Freude erstrahlen mußten. Um zwei Pferdelaugen schlugen die beiden ihre berühmten Konkurrenten. Sie thaten es um hohen Lohn. Wie freudig strahlten am Nachmittage die braunen Augen dem Grafen entgegen, als er seinen ersten Besuch machte, wie sanft streichelten die weißen Hände den Hals der „Hoffnung“, als diese noch am späten Abend auf speziellen Wunsch der Damen vor die Villa des Fürsten geführt wurde.

Dann kam eine wonnige Zeit und dann eine wildbewegte und endlich eine schreckliche. Was sollte aus dem Verhältniß werden? Er hatte kein Vermögen, sie hatte kein Vermögen; aber er hatte einen alten anspruchsvollen Namen, und sie hatte auch einen alten anspruchsvollen Namen. Er war immerhin noch schlimmer daran als sie, denn er hatte weniger als nichts, er hatte Schulden. Sollte er, der sein Leben lang erst im

Kadettenkorps, nachher im Regiment aufgetreten war wie ein großer Herr, sollte er, der Liebling der Salons, seinen Abschied nehmen, um als ein von seinen Gläubigern gekehrter Accisebeamter in irgend einem kleinen baltischen Judensädtchen seine Tage unter Landbedelenten zu verbringen?

Und wenn er das auch allenfalls konnte, er, der ein leidenschaftlicher Jäger und Naturfreund war, und der überdies für die Bettern daheim angeborene Sympathien hatte, konnte er aber auch Lätitia zumuthen, ihm auf diesem Wege zu folgen? Und wenn sie es doch wollte — und sie wollte es — durfte er ein solches Opfer annehmen?

Es war keine helle freundliche Sommernacht, es war eine finstere stürmische Winternacht, in der der Graf den Brief schrieb, der diese Frage endgiltig beantwortete. Als der Morgen trübe und schläfrig über die endlosen Ebenen daherschritt, sah er den Grafen im Schlitten der halbvergesenen Heimat zuhelfen.

Als der Graf nach einem Monat zurückkehrte, war er der Bräutigam seiner Cousine Ina Campbell, der reichsten Erbin und, wie man sagte, des schönsten und besten Mädchens des Landes.

Als Polberkamp fast noch ein Knabe war, hatte ihn ein fremder Hund in den Arm gebissen. Die Familie, auf deren Landhaus der Kadett gerade weilte, war dadurch in große Aufregung versetzt worden, denn die Aerzte waren nicht zu finden, und es war nicht unmöglich, daß das Thier toll gewesen war. Der junge Graf hatte sich darauf in die Küche begeben und mit einem glühend gemachten Eisen die Wunde ausgebrannt. „Um Gotteswillen, Georg, was thun Sie?“ rief die Hausfrau, die dazu kam. — „Ich brenne mir die Wunde aus, damit ich aller Ungewißheit ein Ende mache. Ich kann Ungewißheit nicht ertragen.“ war die Antwort.

„Arme Lätitia!“ dachte der Graf jetzt. „Du warst treuer als ich. Zehn Jahre hast Du gewartet. Gewartet? Worauf konnte sie gewartet haben? Auf —“ Der Graf dachte den Gedanken nicht zu Ende. Er schlug dem Pferde die Fäden in die Weichen, daß der Degenst sich wild aufbäumte und sich wie toll im Jügel hin und her warf.

Der Graf brachte ihn wieder zur Ruhe und fuhr sich dann mit der Hand über die Stirn. „Fort damit!“ jagte er halb laut und erschrak über seine eigenen Worte. Er gab dem Thier die Jügel frei, und dieses eilte in schnellem Lauf Rotenhof zu.

Zu Hause entkleidete der Graf sich rasch und schlief dann leise ins Schlafzimmer. So leise er aber auch auftrat, so erwachte seine Frau doch. Die Gräfin hatte einen sehr leichten Schlaf, und sie hatte beim Erwachen nie mit ihm zu kämpfen. So schlug sie denn auch jetzt die Augen hell auf und sagte freundlich lächelnd: „Das nenne ich lange fortbleiben. Aber was ist das, Georg?“ fuhr sie fort, indem sie sich im Bette aufrichtete. „Du siehst so elend aus! Bist Du unwohl?“

„Sei unbesorgt,“ beruhigte der Graf, „es hat nichts auf sich. Ich habe in Sergeen Bier trinken müssen, und Du weißt ja, ich kann das Zeug nicht vertragen.“

Die Gräfin wollte aufspringen, aber ihr Mann ließ es nicht zu. „Bitte, bitte, laß mich Dir etwas Limonade bringen,“ bat sie; aber er blieb unerbittlich. Sie fragte nun noch nach diesem und jenem, dann sagten sie sich Gute Nacht. Die Gräfin war bald wieder eingeschlafen, den Grafen aber floh der Schlaf. Er lag eine Weile mit geschlossenen Augen da, dann richtete er sich leise auf, stützte sich auf seinen rechten Arm und blickte liebevoll auf die schönen regelmäßigen Züge seiner Frau. Es war, als ob der Adel, der auf ihnen lag, die häßlichen Gedanken, die den Grafen gequält hatten, bannen wollte; aber sie kamen doch wieder. Vergeblich vergegenwärtigte er sich, wie treu und voll das Herz seines Weibes für ihn schlug; vergeblich führte er sich vor die Seele, wie unendlich viel er seiner Frau verdankte; vergeblich rief er zehn glücklich verlebte Jahre zu Hilfe — aus dem Dunkel der Vergangenheit tauchte ein holdes Frauenbild auf und blickte ihn traurig an und sagte traurig: „Du liebst sie nicht, wie ich ihn nicht liebe. Du bist ihr dankbar für die Liebe, die sie Dir geweiht hat, wie ich ihm dankbar bin für die Liebe, die er mir entgegenbringt;

aber Du liebst sie nicht, wie ich ihn nicht liebe. Du liebst nur mich, und ich liebe nur Dich, und doch dürfen wir uns nicht haben, dürfen wir nicht einmal an einander denken. Das hast Du gethan, Du armer, armer Thor."

In den Voskels vor den Fenstern klagten die Nachtigallen, als hätten auch sie ein verfehltes Lebensglück zu beklagen.

"Das ist Unsinn," rief der Graf halbtaumelnd und schnellte im Bett empor, „Unsinn, Unsinn!"

Die Gräfin erwachte. „Was gibt es, Georg?"

„Nichts, mein Liebchen, ich hatte nur einen tollen Traum."

Die Gräfin lächelte und reichte ihm ihre Rechte. „Hast Du mich lieb, Georg?" fragte sie

„Gewiß, Ina, gewiß! So sehr, wie Du es verdienst."

Die Gräfin lächelte glücklich.

## III.

Der Graf hatte kaum ein paar Stunden geschlafen, als die Strahlen der aufgehenden Sonne ihn weckten. Die Gräfin liebte es nicht, daß die Rouleaux oder gar die Vorhänge an den nach Osten gehenden Fenstern ihres Schlafzimmers herabgelassen wurden, und der Graf hatte sich um so mehr diesem Wunsche angepaßt, als er selbst gewohnt war, mit der Sonne aufzustehen. Er kleidete sich rasch an und eilte hinaus in den lachenden Sommermorgen. Es war, als ob die Erinnerungen, die ihn in der Nacht so beunruhigt hatten, vor den Strahlen der Morgen Sonne dahinschwanden, wie die leichtesten Nebelwolken über den Wiesen. Es blieb von ihnen nichts zurück als ein Gefühl körperlichen Drucks auf dem Herzen hier, als zahllose funkelnde Thautropfen da.

Das laute bunte Treiben des großen Herrenhofes nahm den Grafen bald ganz in Anspruch. Dieser verließ sich weder auf die höheren Wirtschaftsbearbeiter, noch auf Kutcher oder Viehpfleger, sah überall selbst nach, ordnete selbst auch das Kleine an. Der Graf war immer ein bildschöner Mann, aber er war nie so schön, als wenn er so in der Frühe des Sommermorgens in kurzer grauer Joppe, hohen Stiefeln und mit einem kleinen schirmlosen Mützchen auf dem blonden Vorkopf auf seinem Hofe herumhantirte. Für jeden hatte er ein paar freundliche Worte, und selbst diejenigen, auf die er heißblütig losfuhr, waren ihm nie länger als für einen Augenblick böse. Die Frauen zumal waren von der alten „Hosmutter" bis zum jüngsten Gänsemädchen herab im Grunde alle in „unseres Grafen" lachende blaue Augen, seinen kirchrothen Mund und sein feck nach oben gedrehtes Schnurrbartchen verliebt.

Nachdem der Hof inspiziert war, stieg der Graf zu Pferde und ritt erst auf dieses, dann auf jenes Vorwerk, dann zur Brennerei, an der gebaut wurde, dann zur neu errichteten Mühle und so fort. Ueberall mußten Auskünfte verlangt, Anordnungen getroffen werden; der Graf kam, wie man zu sagen pflegt, kaum zur Besinnung. Es ging zu wie gestern und vorgestern und wie alle Tage, seit der Schnee geschmolzen war; neu war nur der seltsame leise Druck, den der Graf auf dem Herzen fühlte. Er wollte nicht an ihn denken; aber er fragte sich, während der Baumeister ihm auseinandersetzte, warum er an dieser Stelle das Fundament des Anbaues um einen Fuß tiefer habe legen lassen, ob dieser Druck mit der gestern empfangenen Nachricht zusammenhänge, und er sann, während der Müller ihm schlagend nachwies, daß er noch einen Mühlstein haben müsse, über dieselbe Frage nach. Er sagte sich, während er anordnete, daß man der kranken Kinder von Jacob Brandwien wegen nach dem Arzt schicken solle, daß er diese Frage gar nicht aufwerfen dürfe; aber er bemerkte, daß er mitten unter Anordnungen über den Ort, an welchem künftig der Klee zum Grünfutter geschnitten werden sollte, über sie nachsann. Sie trat erst in den Hintergrund, als er nach Hause zurückkehrte und seine Töchter ihn jubelnd willkommen hießen.

„Guten Morgen, Papa! Heute kommt die neue Gouvernante."

„Guten Morgen, mein liebes gutes Väterchen! Heute kommt Fräulein Heinersdorf. Nicht?"

„Ja wohl, ja wohl, und sie bringt jeder von Euch einen Sack Pfeffernüsse mit."

Jedes ergriff nun eine Hand des Vaters, und so gingen alle drei vom Stalle dem Wohnhause zu.

„Papa, wie sieht die neue Gouvernante aus? Ist sie hübsch?"

„Papa, ist Fräulein Heinersdorf blond oder brünett?"

„Das will ich Euch sagen. Fräulein Heinersdorf ist —"

„Wie alt ist sie, Papa? Siebzehn Jahre? Was?"

„So hört doch nur! Fräulein Heinersdorf ist eine Dame von zweieundvierzig Jahren. Sie hat —"

„Rein, Papa. Mama hat uns gesagt, sie sei noch ganz jung. Erzähle ordentlich, Papa!"

„Sie hat rothe Haare, einen so breiten Mund wie Du, Erna — das heißt, von einem Ohr bis zum anderen — und im Ganzen nur sieben Zähne. Sie hinkt etwas, weil sie einen Plattfuß hat, und hört auf dem einen Ohr gar nicht und auf dem anderen nur halb."

Der Jubel war endlos, und der Graf hatte alle Mühe, sich der ausgelassenen Mädchen zu erwehren. „Wartet nur, Ihr abernen Dinger," sagte er, „Fräulein Heinersdorf wird Euch schon Mores lehren!"

„Sie wird uns Moriz lehren!" hieß es nun. Die drei lachten schließlich so laut, daß die Gräfin auf die Veranda trat.

„Dachte ich es mir doch," rief sie, mit dem Finger drohend, „daß der Herr Papa wieder da ist! Da gibt es gleich einen Lärm, daß man es über den ganzen Hof hört."

„Das geschah heute unabweislich zum letzten Male," erwiderte der Graf, „von heute Abend an kommen die Füllen unter Baum und Sattel."

„Ich fürchte, daß, wenn Du dabei bleibst, die Zügel nicht allzu scharf angezogen werden," war die Antwort. „Aber nun hört auf, Mädchen! Wenn Ihr Euch einlacht, so gibt es den ganzen Tag über kein Aufhören."

Der Graf trat auf seine Frau zu, um sie zu umarmen, begnügte sich aber plötzlich damit, einen heißen Kuß auf ihre Hand zu drücken.

Die Gräfin blickte ihn verwundert an. „Nun," sagte sie lachend, „was sind denn das für neue Manieren?" Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, blickte ihn schelmisch an und sagte: „Haben wir einen kleinen Kagenjammer, Monsieur? He? Haben wir einen?"

„Wahrhaftig nicht, Ina. Im Ernst, ich habe gestern so gut wie nichts getrunken."

„Om, hm!" räusperte sich diese. „Warum fährt man dann plötzlich in der Nacht auf und ruft: „Unsinn, Unsinn!" Warum thut man das, Herr Graf?"

„Weil man Bier getrunken hatte und in Folge dessen unruhig träumte. Darum thut man das, Frau Gräfin."

Die beiden lachten, küßten sich und gingen dann auseinander, da mehrere Personen auf den Grafen warteten. Dieser begab sich in sein Arbeitszimmer; aber er war sehr zerstreut, so daß die Leute, die mit ihm verhandelten, nicht wenig verwundert dreinsahen. Sie waren gewohnt, daß der Graf eben so aufmerksam zuhörte als klar sprach.

Nach Tisch forderte der Graf seine Frau auf, ihn auf einem Ritt zum Förster zu begleiten. Die Gräfin erklärte sich bereit, und bald ritten beide dem Walde zu. Der Grauschimmel der Gräfin ging wie immer in einem leichten, nicht allzu raschen Trott; der neue Hengst des Grafen aber hatte sich an diese sanfte Gangart noch nicht gewöhnt und drängte ungestüm vorwärts. „Wollen wir nicht ein etwas rascheres Tempo einschlagen?" fragte der Graf.

„Nein, ich danke. Du weißt, ich liebe es nicht, rasch zu reiten." Der Graf schwieg und suchte seinen Hengst zu bändigen. Das Thier wurde aber immer unruhiger.

„Du mußt künftig, wenn Du mit mir reitest, wieder die Stute nehmen," sagte die Gräfin. „Die hat sich ganz gut in meinen „Alteherrentrab" gefunden."

„Es ließe sich doch auch denken, daß ich den Hengst nehme und wir rascher reiten," erwiderte der Graf.

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, verlegte die Gräfin. Sie trieb schweigend ihr Pferd an und ritt im Galopp weiter.

gingen  
Ist sie  
ett?"  
ist —"  
as?"  
Dame  
h ganz  
ie Du,  
und im  
e einen  
und auf  
Mühe,  
ur, Ihr  
d Euch  
ie drei  
da trat.  
rohend,  
h einen  
e," er-  
füllen  
Bügel  
„Aber  
gibt es  
armen,  
auf ihre  
agte sie  
schlang  
an und  
? De?  
stern so  
an dann  
Warum  
ssen un-  
ausein-  
Dieser  
erirent,  
ig ver-  
er Graf  
ihn auf  
erte sich  
uschim-  
ht allzu  
sich an  
gestim  
po ein-  
raich zu  
indigen.  
eder die  
gut in  
nehme  
n, ver-  
und ritt



„Das Roß ist des Königs, der Reiter ist mein.“ Von Jan Chelminski.

Aus der „Wandermappe“. Lichtdruckalbum von A. Kermann in München.

„Baron, Ina,“ bat der Graf, der neben ihr blieb, und ergriff ihre Hand.

Die Gräfin ließ ihr Thier sofort wieder in die gewohnte Gangart übergehen.

„Was willst Du nur, Georg?“ fragte sie. „Du thust, als ob ich heute zum ersten Male in diesem Tempo ritte. Ich bin seit zehn Jahren nie anders geritten, oder richtiger, seit ich überhaupt reite, denn meine Eltern haben es ganz mit Recht immer für unschicklich und unschön gehalten, daß eine Dame im Galopp einherstrenzt.“

„Du hast ganz Recht,“ erwiderte der Graf und fuhr sich mit der Rechten über die Stirn; „doch Du hast auch nicht Recht. Ich habe eine Dame gekannt, das heißt, ich habe Damen ge-

kannt, die gern im Galopp ritten und dabei doch nichts Unschickliches oder gar Unschönes thaten — aber einerlei. Nochmals entschuldige. Ich werde künftig die Stute nehmen.“

Die Gräfin hielt und blickte ihren Mann verwundert an. „Liebster Georg,“ sagte sie, „Du hast gewiß gestern Unannehmlichkeiten gehabt. Ich bitte Dich, vertraue Dich mir an.“

Der Graf suchte sie zu beruhigen, aber es gelang ihm nicht ganz. Sie sprachen nun von gleichgiltigen Dingen, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Gesprächen. Die Gräfin dachte darüber nach, was nur die Seele ihres Mannes bewegen möge, und der Graf bewachte einen Gedanken, ein Bild, das immer wieder in ihm aufstauen wollte, und das niederzuhalten er fest entschlossen und ängstlich bemüht war. (Fortf. folgt.)

## Unter der Linde.

Lieder aus der deutschen Vergangenheit. II. Von Carl Stieler.

Director von Schöffel verheirathet zugewidmet.

## 5. Minnelied.

1024.

Der Sternenhimmel liegt über der Welt,  
Die Bäume flüstern im Winde,  
Da schleichen Zwei durchs thanige Feld  
Unter die alte Linde.

„Otfried, bist Du's?“ „„Hadwig, bist Du's?““  
So fragen die Zwei mit Bangen,  
Dann ist in einen seligen Kuß  
All ihre Antwort zergangen.

„Bei Gott, wenn es mein Vater wüßt,  
Er thäte mich morgen bannen.“  
„Und wüßt es der meine, wie hold Du mir bist,  
Ich müßte noch heut von dannen.““

Sie neigte zurück ihr goldiges Haupt,  
Er saßt es mit beiden Händen: —  
„So laß uns doch jetzt zu dieser Frist  
Das Leid in Wonne wenden!“

Die Vöglein und die Veigelein  
Sind alle schlafen gegangen,  
Dieweilen wir so traut allein  
Am Hals einander hangen.“

Und unter der Linde tiefem Dach  
Sahen die beiden nieder,  
Aur manchmal fernes Rüdengelbell —  
Und todtenfille ist's wieder.

So wurden zwei Herzen in stiller Stund'  
Einander ganz zu eigen.  
Die alte Linde, sie deckt ihr Glück —  
Sie deckt es mit Grün und — Schweigen!

## 6. Ins heilige Land.

1189.

Es ritt eine frohe reißige Schar  
Am Waldesfann von dannen,  
Die Ritter trugen ein rothes Kreuz,  
Ein rothes Kreuz die Mannen.

Es trugen's die Mönche ob ihrem Gewand,  
Ich sah ihren Mantel wogen,  
Die sind von hinten ins heilige Land  
Mit Barbarossa gezogen.

Und wiehernd bäumt sich der Hengst empor  
Und leuchtend blitzen die Speere,  
Sie sangen Psalmen im lauten Chor,  
Sie sangen von Gottes Ehre!

Am Marchfeld ist ihre Sammelstatt,  
Dem Schlachtfeld gilt ihr Sehnen —  
Schon wartet auf dies schlagende Herz  
Der Pfeil der Saracenen!

Die haben erworben um Kriegesdienst,  
Sie haben so erworben:  
Daß ihnen wohl die Seele genas,  
Dieweil ihr Leib verdorben.

Ich sah ihnen nach durch den tiefen Wald,  
Ich sah ihre blühenden Glieder,  
Ich harre ihrer viel hundert Jahr —  
Und auch nicht einer kam wieder!

## 7. Herr Walther.

1209.

Ein Spielmann zog gen Tegrinsee,  
Den sah ich vom Rosse steigen,  
Es leß sein Roß in den grünen Klee,  
Er griff nach seiner Geigen.

Er ließ sich nieder auf einem Stein  
Unter der blühenden Linde —  
Er saßt das Haupt in die Hände sein,  
Als wollt er Tiefes ergründen.

Ihn kummert die Welt und ihre Noth,  
Das hält sein Herze gefangen;  
Denn Recht ist wund und Sucht ist todt  
Und Ehre ist vergangen.

Es ist zermüht das deutsche Reich,  
Wie Meer von allen Winden —  
„Wie soll bei solchem Ungemach  
Mein Herz noch Freude finden?“

Und dennoch — kam' ich nimmer fürwahr  
Zu End' mit meinem Leide: —  
Ich müßte mich schämen ganz und gar  
Vor der blumigen Haide!

Die blüht ja auch und der Himmel lacht —  
Ohr' Freude tauget keiner,  
Ich hab so manchen schon froh gemacht,  
Bin doch der Werthen einer!“

„So will ich denken an rothen Mund,  
An Frauen-Schöne und Güte,  
Die löschet das Tränen zu jeder Stund  
Und lichtet jedes Gemüthe.“

Da griff er nach seinem Saitenspiel: —  
„Frau Minne, Dich will ich grüßen!“  
Es horchten die Vöglein zu Häupten auf,  
Es horchten die Wämlin zu Füßen.

Wer war der Säng' — wie hieß sein Lied?  
Das will ich euch gerne künden:  
Herr Walther von der Vogelweid',  
Hier sang er — „unter der Linden“.

## 8. Hagen's Geschoß.

1268.

Zwei Ritter lagen in Fehd' und Streit,  
In Fehde auf Tod und Leben,  
Hier trafen sie aufeinander, die zwei!  
Ihr Antlitz sah ich erbeben.

Der eine war jung und hold und schön,  
Der glück dem Hirsch, dem schlanken:  
Der andre war wie ein grimmer Wä, —  
Der zornig erhebt die Pranken.

Und zischend flog sein schwirrender Pfeil  
Dem jungen mitten durchs Herze,  
Es hatte der junge nimmer Weil'  
Zum Klagen oder zum Schmerze.

Wie Siegfried lag er im grünen Wald,  
Den Hagen soll keiner wissen —  
Ich aber sah's: wie zur selben Stell'  
Die Wölfe ihn zerrissen!

## Die tscherkessischen Sklavinnen in der Türkei.

Nachdruck verboten.  
Gef. u. 11. / IV. 70.

Die Sklaverei ist eine uralte Einrichtung und wenig Völker sind davon frei zu sprechen, daß sie einmal Sklavenhandel getrieben haben; sicher ist aber, daß durch nichts so sehr als durch den Mohammedanismus der Sklavenhandel ausgebreitet wurde und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Stifter des Islam, weil Mohammed Sklaven als eine Belohnung für die Tapferkeit seiner Krieger verhielt. Die Geschichte der verschiedenen mohammedanischen Eroberungen, so findet man, daß die Ausbeutung ihrer Macht entweder zur Unterwerfung oder zur Gefangenschaft der besiegten Völker führte. Die Schändlichkeiten und Grausamkeiten, welchen Jahrhunderte lang der Südosten Europas bis nach Wien hin von Seiten der Türken ausgesetzt war, leben noch heute in der Erinnerung des Volkes und brauchen hier nicht aufgeführt zu werden.

Die türkischen Horden, welche wie ein rasender Strom sich über das Land ergossen, schleppten stets die Blüte der Bevölkerung in die Sklaverei. Das unterjochte byzantinische Reich mußte zunächst Sklaven liefern und die dünnen Reihen der Sieger ergänzen helfen. Damals kam es den mannhaften Türken noch darauf an, männliche Sklaven zu erhalten, welche für sie die Waffen führen konnten, während ihre heutigen entarteten Nachkommen ihr Augenmerk zuerst auf weibliche Sklavinnen richteten. Und wie ihre Landheere, wohin sie auch kamen, den Menschenraub trieben, so nicht minder ihre Galeeren und Korsarensschiffe im Mittelmeer und schwarzen Meer.

Aber die Türken sind zurückgetrieben worden auf die Balkanhalbinsel, die Macht der Porte ist beschnitten und Europa liefert den Osmanen keine Sklaven mehr. Dagegen sind es die Kaukasusländer Georgien und Circassien, welche eine lange Zeit hindurch die Harems der Türken mit Schönheiten und Sklavinnen versahen und noch versehen und die in Konstantinopel wegen ihrer herrlichen „Produkte“ hochberühmt sind. Mittheilungen hierüber nach einer Vorlesung, die Major Friedrich Millingen in der englischen anthropologischen Gesellschaft hielt, werden unsern Lesern gewiß willkommen sein. Gurgji guzeli, die georgische Schöne, stand und steht hoch im Preise in Stambul. Nicht weniger als 10,000 tscherkessische Odalisten aus dem Kaukasus leben jetzt in den Harems von Konstantinopel, und auf 250,000 wird ihre Anzahl in der ganzen Türkei geschätzt. Die Mutter des nun entthronten Sultans Murad ist eine solche circassische Odaliste, nicht minder die „Gattin“ des jetzt entlassenen Kriegsministers Nedib Pascha und Hunderte lebten zu Abdül Aziz Zeit im kaiserlichen Serail.

Als der russische Doppelkaiser seine Fittiche über den Kaukasus auszubreiten begann, wurde die Ausfuhr der schönen kaukasischen Mädchen natürlich verboten, aber im benachbarten türkischen Gurjel etablirten nun mohammedanische „Kaufleute“ unter den Augen der Behörden Menschenraub und Exportgeschäft en gros. Eine gewisse Tintine Chanam ist es, die von dort aus bis in die allerneueste Zeit Konstantinopel mit schöner Frauenwaare versah, welche es auch durch ihre Haremseinkünfte in Konstantinopel durchzusetzen wußte, daß ihr Sohn Ali zum Pascha und zum Gouverneur von Kerasunt am schwarzen Meere ernannt wurde. Nichtsdestoweniger ist der georgische Sklavenhandel ganz in Verfall gerathen, während der tscherkessische (circassische) noch lustig weiter blüht.

Außer den Hausklaven der Großen in Tscherkessien, welche von ihren Herren verkauft werden, stellen sich dort Mädchen freiwillig auf den Markt und verkaufen sich nach eigenem Wunsch und Willen meist nach Konstantinopel hin. Zur Zeit, als der Sklavenhandel zwischen der tscherkessischen und türkischen Küste am lebhaftesten im Schwange war, holten kleine Fahrzeuge die Mädchen ab und brachten sie zunächst nach Trapezunt, dem großen Sklavenlager, von wo sie dann weiter nach Konstantinopel, nach Aegypten, Tunis, Marokko und Persien verschahert wurden. Daß die tscherkessischen Mädchen eine große Vorliebe für diese Art der Sklaverei haben, erklärt sich dadurch, daß durch allerlei Erzählungen und Berichte verleitet, eine jede Sultaniin oder mindestens die Frau eines Paschas in

Stambul zu werden hofft. Während nun durch solche Ansichten immer mehr Mädchen angeregt werden sich zu verkaufen, thun die Händler das ihrige, um das Geschäft blühend zu erhalten. Die hohen Preise, die sie erzielen, wenn sie ihre Waare sicher in Konstantinopel landen, und die Aussicht auf die Protektion einer zukünftigen Sultaniin eifern sie an; die Waare selbst ist ja einverstanden und froh der Knechtschaft, der sie entgegengeht.

Als die Russen 1864 Circassien unterwarfen, glaubte man, daß nun sicher dieser schmachvolle Handel sein Ende erreicht haben und eine neue Aera der Civilisation in jenen fernen Landen beginnen werde. So weit der russische Arm reicht, ist allerdings der schmähliche öffentliche Handel unterdrückt worden; aber es stand nicht in der Macht der Russen, die Tscherkessen zu ändern; diese haben allerdings ihr Vaterland verloren, nicht aber ihren Charakter und ihre Vorliebe für den Menschenhandel. Im Gegentheil, mit ihrer Auswanderung nach der Türkei fanden sie weit bessere Gelegenheiten, ihr Geschäft fortzuführen: Händler und Käufer waren nun zusammen.

Als die Einwanderung in die Türkei stattfand, hob allerdings ein Dekret des Sultans die unter den Tscherkessen bestehende Sklaverei auf, zum großen Schrecken der Eltern wie der Töchter, die nun um manche vornehme Zukunftsgefäße betrogen schienen. Auch der Preis der Waare mußte durch die starke Zufuhr leiden, und 50,000 Piasster = 10,000 Mark für eine exzetraine Schöne wurde nicht mehr wie früher geboten. Doch in der Türkei bleiben die Gelege bekanntlich auf dem Papiere. Schon als die ersten Auswandererschiffe auf türkischem Boden landeten, begaben sich hohe Würdenträger der Porte nach den Küstenplätzen, um hier gleich beim Einkauf weiblicher Schönheiten die Vorhand zu haben. So eine günstige Gelegenheit, billige Sklavinnen zu erstehen, durfte nicht ungenützt vorübergehen. Wer nur irgend konnte, versah sich mit der nöthigen „Waare“; seitdem hat der Handel sich ruhig und unbelästigt weiter ausgebreitet; die in Rumelien und bei Brussa angeforderten Tscherkessen „versehen“ den Markt von Stambul. Obgleich sich uns die Feder sträubt, müssen wir hier doch kaufmännische Ausdrücke gebrauchen; sie sind ja beim Handel selbst gang und gebe und charakterisiren das schändliche Gewerbe.

Bis jetzt haben wir vom „Angebot“ geredet; wir müssen nun aber auch die „Nachfrage“ ins Auge fassen. Wenn man sagt, daß die Nachfrage nach Negersklaven aus dem religiösen und sozialen System des Islam resultirt, so ist dies in nicht geringerem Maße bei diesen weißen Sklavinnen der Fall, und dieses geht so weit, daß es mit der Politik des Staates im Zusammenhange steht, mit der Erhaltung der regierenden Dynastie. Man kennt ja die niedrige Stellung, welche der Koran dem Weibe zuweist; er erlaubt dem Mann unter den wichtigsten Vorwänden, sein Weib zu verjagen und gestattet ihm, so viele Stellvertreterinnen als er will in sein Harem aufzunehmen. Die Furcht, daß neue Ankömmlinge als Konkurrenz-tinnen dort erscheinen, erhält die türkischen Weiber in heilsamer Unterwürfigkeit, und so sind die Tscherkessinnen dem Muselmänn als billige Weiber oder Odalisten ein nützliches Instrument, mit dem er seine übrigen Weiber im Schach hält. Das gekaufte tscherkessische Weib ist ihm ganz zu eigen; die geheirathete Türkin hat Anhängel an Eltern, Brüdern, Verwandten, die dem Herrn unbequem werden können und auf die er gelegentlich Rücksicht nehmen muß.

Auch als Diensthöten sind die Tscherkessinnen fast unentbehrlich in größeren türkischen Häusern. Das freigegebene Weib darf nämlich bei der Bedienung seines Herrn nach dem Koran weder Gesicht noch Hände zeigen, seine Tugend würde dadurch leiden. Die Sklavin darf dies nach derselben Quelle, sie ist das gesetzliche Eigenthum ihres Herrn und hat als solches keine Tugend zu schützen! Das in der Jugend gekaufte, für den Herrn erzogene und abgerichtete, sich ganz nach seinem Geschick und seinen Launen richtende tscherkessische Mädchen steht allein auf der Erde da und ist daher für das Harem die geeignetste Persönlichkeit.

Die Sklaverei ist aber auch, wie wir oben schon sagten, in der Türkei notwendig, um die regierende Dynastie zu erhalten. Nach dem Befehl des ottomanischen Reiches darf der Sultan, welcher Mohammeds Stellvertreter ist, sich nicht mit einer seiner Unterthaninnen verheirathen. Woher soll er nun seine Weiber erhalten, um das Harem zu füllen? Es kann nur mit Sklavinnen geschehen, und diese Regel erstreckt sich auch auf die Prinzen von „Gebürt“.

Die Geschichte des ottomanischen Reiches kennt nur einen einzigen Fall, in welchem von dieser Regel abgewichen wurde, als nämlich der Sultan Orchan Theodora, die Tochter des byzantinischen Kaisers Constantino, heirathete. Doch damals war die türkische Dynastie noch nicht regelrecht festgestellt und der Sultan führte noch nicht den Titel „Stellvertreter des Propheten“. Aus diesem Staatsgrunde ist die Sklaverei eine Nothwendigkeit in der Türkei, und wenn nicht ein neues System eingeführt wird, müssen der Sultan und die kaiserlichen Prinzen die ersten Käufer auf dem türkischen Sklavemarkt bleiben.

Nachdem wir so über Angebot und Nachfrage in diesem schmachtvollen Handel Auskunft gegeben haben, erübrigt es noch, über die Art und Weise zu sprechen, wie dieser Handel in Konstantinopel geführt wird, wo es zwei Sorten von Sklavenhändlern gibt, die gewerbmäßigen und die gelegentlichen Liebhaber. Die ersteren sind Tscherkessen, schon zum Theil aus der Zeit vor der Einwanderung in der Vorstadt Tophaneh angelesen, wo die meisten Geschäfte gemacht werden.

Sobald eine frische Sendung von Mädchen angelangt ist, werden Mütterinnen in die Häuser der „Amateur-Sklavenhändler“ — die Damen des kaiserlichen Palastes und der hohen türkischen „Aristokratie“, die Frauen Ali Paschas, Hassien Paschas etc. — abgesandt. Diese hohen Damen fahren nun zu dem Händler und inspizieren mit Kennerblick die zum Verkauf ausstehenden Mädchen. Was ihnen gefällt, wird gekauft und mit nach Hause ins Harem genommen. Dort erfolgt nun eine einige Jahre dauernde Erziehung; die Mädchen lernen türkisch, ja zuweilen etwas Pianolimpfern, und damit steigt natürlich ihr Preis. Um sie dann an Liebhaber unterzubringen, werden allerhand Klünne gebraucht; man fährt mit dem Mädchen, die nur den allerdurchsichtigsten Schleier tragen, spazieren, zeigt sie bei allen Gelegenheiten und erwartet dann ein Angebot.

Dieser Handel wird, wie gesagt, von den großen Damen Stambuls betrieben, und manche derselben ist durch denselben reich geworden. Es ist ein profitables Geschäft. Ein zehn- oder zwölfjähriges Mädchen wird für 2000 Mark gekauft und dann mit gehörigem Aufschlag abgegeben, nachdem sie „erzogen“ worden ist. Um über die Richtigkeit meiner Angaben keinen Zweifel aufkommen zu lassen, setze ich die Preisliste der tscherkessischen Sklavinnen hierher, welche von Frau Aidschek Chanum Effendi, der Mutter des ehemaligen Gesandten in Petersburg, Riza Bey, verkauft wurden. Sie erhielt für Dschemalifer, verkauft an Iramih Pascha, 20,000 Mark; für Amiser, verkauft an einen ägyptischen Bey, 15,000 Mark; für Amdelib, verkauft an Nisaat Pascha, 13,000 Mark; für

Frentistu 15,400 Mark; für Dilber 3800 Mark; für Aftab, verkauft an Mahmud Pascha in Tunis, 12,000 Mark.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Behieh Chanum, die Frau des früheren wohlbekanntesten türkischen Premierministers Fuad Pascha, den Sklavenhandel in noch weit größerem Maßstabe betrieb. Obgleich ich hier nicht so schlagende Beweise beibringen vermag wie bei der vorigen Dame, so kann ich doch eine Geschichte erzählen, welche in Stambul stadtkundig indirekt meine Aussage bestätigt. Frau Behieh Chanum unterhielt Verkehr mit einer Chodjscha, einer Zauberin, die übernatürliche Kräfte besitzen sollte. Von dieser ließ sie sich ein Zauberhemd geben, welches die Macht besaß, seine Trägerin unwillkürlich zu machen. Die zum Verkauf stehenden Mädchen mußten dies Hemd anziehen, wenn ein Pascha oder Bey zur Inspektion kam, und es soll seine Wirkung gethan haben!

Die Händler beschränken ihr Abgabebiet nicht allein auf die europäische Türkei, sondern suchen es auch in anderen mohammedanischen Gebieten: in Aegypten, Tunis, Tripolis. Der kaiserliche Palast aber bleibt der beste Abnehmer. Ein Mädchen, das einmal dorthin verkauft wurde, kann niemals weiter verschahert werden, da es unter der Würde des Thrones ist, daß jemand, der einmal Prinzen bediente, nun wieder gemeine Sterbliche bedienen sollte. Was männliche Sklaven betrifft, so ist heute wenig Nachfrage nach ihnen und nur, wenn ein Prinz einen Spielkameraden braucht, wird ihm ein tscherkessischer Knabe gekauft.

Im allgemeinen ist das Loos, welches die tscherkessischen Mädchen erwartet, kein so glückliches, wie man vielleicht denken mag. Wie kann es aber auch anders sein, wenn Eifersucht, Einschließung und Unbildung ein glückliches Hausleben unmöglich machen? Jede will bei dem Herrn die erste und beste sein, es entstehen Zwistigkeiten, und ein Mord als Schlußdrama ist nicht gerade selten. Ich kenne eine Geschichte von der Art. Das Opfer war ein Mädchen namens Zildis, das brutal geschlagen und von der eifersüchtigen Frau in einem unterirdischen Raume eingesperrt wurde, wo das arme Geschöpf nie wieder das Sonnenlicht sehen sollte.

Am glücklichsten sind jene Mädchen daran, welche in das kaiserliche Serail kommen, wo dann die eine oder andere bis zur Sultanin avancieren kann; die meisten aber verlassen nach einigen Jahren das Serail schon wieder und werden an Offiziere oder Staatsbeamte verheirathet. Obgleich gerade die aus dem Serail kommenden Frauenzimmer für sehr leichtsinnig gelten, finden sich doch genug Leute, welche wegen der damit verknüpften Protektion sie heirathen.

Ich will mit einer kleinen Geschichte schließen, welche uns das ganze Elend dieses Menschenhandels, mit seiner Vernichtung aller natürlichen und sittlichen Gefühle vor Augen führt. Eines Tages erschien ein alter Tscherkesse vor den Thoren des Palastes, in welchem das zweite Weib des früheren Sultans Abdul Medschid residierte. Der alte Mann gab an, er sei der Sultanin Vater und bat, seine Tochter noch einmal vor seinem Tode sehen zu dürfen. „Ich will den Menschen nicht sehen, der sich kein Gewissen daraus machte, mich als Sklavin zu verkaufen,“ lautete der Bescheid der Sultanin.

## Die Muttergotteserscheinungen in Dittrichswalde. \*)

Von einem Katholiken.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11., VI. 70.

Der Kreis Allenstein des Königsberger Regierungsbezirkes bildet den südlichsten Theil des Bisthums Ermeland, welches bei dem Katholizismus verharrt, als die umliegenden Landschaften des Hochmeisterlandes sich der Lehre Martin Luthers zuwandten. Der katholischen Lehre ist die katholische Enclave bis auf den heutigen Tag treu geblieben; Protestanten, kaum ein Fünftel der Gesamtbevölkerung, sind erst seit der Besitznahme durch Friedrich den Großen eingewandert, während ihnen unter der polnischen Oberhoheit die Ansiedelung, ja selbst der

längere Aufenthalt im Lande untersagt war. Man findet sie heute in stärkeren Gruppen unter den Gewerbetreibenden der Städte, zahlreich unter den größeren Grundbesitzern, dagegen nur vereinzelt auf den Dörfern, welche mithin noch immer als ausschließlich katholisch bezeichnet werden müssen.

In ähnlicher Weise stabil wie die religiösen sind auch die sprachlichen Verhältnisse auf dem Lande geblieben. Es ist richtig, daß, wie in Ostpreußen überall, so auch im Ermelande, die deutsche Sprache die Familienprache aller Gebildeten ist

\*) Wir machen unsere Leser auf diesen Bericht eines Mannes, dessen Charakter, gesellschaftliche Stellung und Konfession alle irgend wünschenswerthen Garantien für ein vorsichtiges und besonnenes Urtheil bieten, und der aus eigener Anschauung berichtet, noch ganz besonders aufmerksam.  
D. Neb.

und a  
Wahre  
protest  
beim  
Dialek  
Jahren  
lediglic  
oft de  
Kirchen  
hat, al  
tionalit  
kenntn  
dem d  
Der de  
unterja  
tischen  
etwa 3  
Bedölk  
geschlo  
wiesen,  
zum B  
masuri  
durch  
Stroh  
Hand  
Unstitt  
getriebe  
W  
nur ne  
Dittri  
des Al  
H  
Pfarrer  
auch in  
Gerade  
Feindsch  
im maj  
richswa  
Es  
fallende  
welches  
Sakriste  
für ein  
„dewohl  
auch in  
gegangen  
gegen  
Beichte.  
Di  
lauteten  
ihre Au  
Untersta  
und zu  
urtheilt.  
sich die  
Verwen  
Mehrer  
als auf  
liche Ko  
leitet  
meren  
W  
wieder  
ganz na  
im deut  
nach Di  
pfarrer  
Größe,  
Neuhere  
schränkte  
Th  
mit der  
xt



und auch von den niederen Klassen allgemein verstanden wird. Während aber im übrigen Ostpreußen von Jahr zu Jahr mehr protestantische Gemeinden die deutsche Sprache den bis dahin beim Gottesdienste gebrauchten lituanischen oder mairurischen Dialekten substituieren, ist hier die Sprachgrenze in hundert Jahren kaum einen Schritt nach Süden vorgedrückt; das aber lebendig, weil die katholische Kirche in starrer Konsequenz und oft dem wirklichen Bedürfnisse entgegen, an der polnischen Kirchensprache festhält, wo sie vor hundert Jahren bestanden hat, obgleich die Pfarrer selbst fast überall der deutschen Nationalität angehören. Trotz der Gleichheit des religiösen Bekenntnisses findet sich daher doch ein großer Unterschied zwischen dem deutschen und dem mairurischen Theile des Ermelandes. Der deutsche Theil, etwa fünf Siebentel des Ganzen umfassend, unterscheidet sich kaum in etwas von den anliegenden protestantischen Gegenden. Umgekehrt zeigt der mairurische Theil, welcher etwa zwei Drittel des Kreises Allenstein in sich begreift, eine Bevölkerung, welche seit Jahrhunderten vernachlässigt, abgeschlossen, im Verkehr bis vor kurzem auf sich selbst angewiesen, auch erst in neuerer Zeit angefangen hat, den Willen zum Vorwärtkommen in sich selbst zu finden. Wie zähe die mairurischen Ermeländer am Alten hängen, beweisen die fast durchweg hölzernen Häuser, die immer wieder erneuerten Strohdächer und die wenigen gut bestellten Acker. Hand in Hand mit diesen Uebelständen geht dagegen eine ziemlich derbe Unästhetik, Hang zum Branntwein und eine überaus weitgetriebene Bigotterie.

Wie groß die letztere gewesen ist — und sie hat seitdem nur noch zugenommen — zeigt ein Vorfall in dem Dorfe Dittrichswalde, mit seinen 700 Einwohnern eines der größten des Allensteiner Kreises.

Hier war vor etwa 16 Jahren ein Herr von Oppentowski Pfarrer und waltete seines Amtes als treuer Katholik, aber auch in christlich milder Weise ohne Zelotismus und Intoleranz. Gerade dadurch zog er sich indessen das Mißtrauen und die Feindschaft einer gewissen Sorte von Frömmelrinnen zu, welche im mairurischen Ermelände, namentlich aber im Kirchspiel Dittrichswalde, von alter Zeit her typisch gewesen sind.

Es sind das alternde Mädchen und Wittwen, in auffallender Weise von dem Uebel der Schwermüdigkeit heimgesucht, welches sie zwingt, die Beichte anstatt im Weichstuhle in der Sakristei sich abholen zu lassen. Die polnische Sprache hat für eine solche Betschwester ein eigenes Wort und nennt sie „dewotka“, die Devote, und als „Wottke“ ist diese Bezeichnung auch in die Umgangssprache der Deutsch-Ermeländer übergegangen. Eine solche „Wottke“ nun denunzierte beim Bischof gegen den Pfarrer von Oppentowski, er habe während der Beichte in der Sakristei ein Attentat gegen sie verübt.

Die Aussagen eines jungen Kaplans und einiger Devoten lauteten nicht günstig für den Pfarrer, die Denunziantin beschwor ihre Aussage, und am Schlusse der höchst leichtfertig geführten Untersuchung wurde der unglückliche Mann zur Amtsentziehung und zu einer längeren Strafkast im Kloster Springborn verurtheilt. Vergebens behauptete er seine Unschuld, umsonst sprach sich die allgemeine Volksstimme für ihn aus, nutzlos blieb die Verwendung des besseren Theiles der Gemeinde beim Bischof. Mehrere Jahre trug der Schuldlose bereits Schande und Strafe, als auf dem Todtenbette jene Denunziantin das ganze schändliche Komplott und den Meineid eingestand, erforschen und geleistet „zur größeren Ehre Gottes“, um der Gemeinde einen frömmeren Pfarrer zu verschaffen.

Während Herr von Oppentowski starb, ohne in sein Amt wieder eingesetzt zu sein, erhielt die Gemeinde einen Pfarrer ganz nach Wunsch fromm. Er heißt Weichsel, ist bei Wehlack im deutschen Ermelände gebürtig und war vor seiner Berufung nach Dittrichswalde Pfarrer im Rößeler Kreise, auch Missionspfarrer in Liebenberg an der polnischen Grenze. Von mittlerer Größe, hager, brünett, mit tiefliegenden Augen, entspricht sein Äußeres der Schilderung eines seiner Amtsbrüder: „Beschränkter leichtgläubiger Geist, zur Schwärmerei geneigt“.

Tatsächlich beschäftigt sich Pfarrer Weichsel seit langem mit der Austreibung des Teufels, für welche Handlung er so-

gar ein vom Bischof approbirtes Formular besitzt; er beschwört ferner den namentlich in Polen noch vorkommenden Weichselzopf und ist endlich ein ergebener Jünger der Homöopathie. Hinzugefügt muß werden, daß außerhalb seines Hauses nie ein Tropfen geistigen Getränkes über seine Lippen kommt, daß er einem Gespräch mit seinen Bauern auf Straße und Feld schon ausweicht, dennoch aber über die kleinsten Vorfälle in seiner Gemeinde genau unterrichtet ist, Dank dem nie fehlenden Besuche jener „Wottken“ im Pfarrhause, in welchem eine Schwester und Nichte des Pfarrers die Wirkschaft führen. Diese Wottken und der von ihnen förmlich tyrannisirte größere Theil der Gemeinde gehorchen dem Pfarrer unbedingt und aufs Wort. Die wenigen denkenden Mitglieder der Gemeinde und der benachbarte Klerus haben dagegen schon vor Dogma und Konflikt, vor 1870 das Wirken des Pfarrers Weichsel mit einer Mischung von tiefem Bedauern und gerechtfertigtem Spott angesehen.

Im Frühommer dieses Jahres pilgerte nun Pfarrer Weichsel nach Marpingen. Zurückgekehrt, nahm er seine Amtsgeschäfte wieder auf, zu denen unter anderem die Ertheilung des Religionsunterrichtes gehörte, insbesondere an diejenigen Kinder, welche in diesem Jahre zum ersten Male zur heiligen Kommunion zugelassen werden sollten. In der Schar dieser Kinder befand sich auch die 13 jährige Auguste Schaffrinske aus Woritten. Ihr Vater ist todt, ihre Mutter ist in zweiter Ehe an den Justmann (Gutsarbeiter) Gramsch verheiratet und lebt in dürftigen Verhältnissen. Auguste zeigt im Aeußeren noch etwas mehr als die gewöhnliche Häßlichkeit slavischer Weiber; die Gestalt ist kümmerlich, das Antlitz braun, stumpf und knochig, der Ausdruck beschränkt in hohem Grade und nur in den Winkeln der braunen Augen lauert ein Zug von Verschmüththeit. Gelernt hat die Kleine so gut wie nichts, denn sie buchstabirt nur höchst nothdürftig ein Wort in ihrem Gesangbuche, und in der Christenlehre fehlte es ihr so sehr an Begriff, daß selbst Pfarrer Weichsel, welcher doch sicherlich das Wissen nicht zu hoch stellt, ihr die Zulassung zur Kommunion für dieses Jahr verweigerte.

Diese Zurückstellung mußte nun doppelt schmerzlich Mutter wie Tochter berühren. Einmal um der Schande willen gegenüber den Genossinnen, dann aber auch aus dem sehr materiellen Grunde, weil das Mädchen nun noch mindestens ein Jahr warten mußte, bevor es in Dienst gehen und dadurch die Eltern von der Last ihres Unterhaltes befreien konnte. In dieser Noth gab eine Wittve im Dorfe Dittrichswalde, eine jener Devoten, bei welcher das Kind täglich ein- und ausging, diesem den Rath, nicht etwa fleißig zu lernen, sondern fleißig zu beten, doch nicht etwa zu Gott, sondern zur allerheiligsten Schutzpatronin von Dittrichswalde, zur Jungfrau Maria. Das mag dann das Kind mit der vollen Inbrunst eines zum ersten Male im Leben tief geängsteten Herzens gethan haben, und aus diesem Keime entwickelte sich nun ein Vorgang, welcher nachstehend geschildert werden soll, wie er unter den Fragen des Pfarrers und seiner Assistenten von dem Kinde angegeben worden ist. Denn die Auguste Schaffrinske selbst ist, wie hier gleich bemerkt werden muß, geistig viel zu tief stehend, als daß sie aus sich selbst die Erzählung irgend eines Vorfalles zu Wege bringen sollte, welcher über den Kreis der gewöhnlichen ländlichen Ereignisse hinausgeht. Sie zieht es bei weitem vor, Ja und Nein, höchstens das denkfaule slavische nie wem (ich weiß nicht) zu antworten und ein halbwegs erfahrener Untersuchungsrichter würde aus ihr das Wesentliche eines verübten Mordes mit Ja und Nein herausbringen.

Bleiben wir indessen bei der „Aussage“ der Auguste Schaffrinske, so ist ihr zunächst die heilige Jungfrau im Schlafe erschienen und hat ihr tröstend zugesprochen: „Weine nicht, ich werde dafür sorgen, daß Du zur heiligen Kommunion zugelassen werden wirst.“

Am Morgen nach dieser Traumercheinung machten sich Mutter und Tochter auf den Weg, um bei dem Pfarrer eine letzte Bitte zu versuchen, und warfen sich nach alter Gewohnheit vor einer Mariensäule nieder, welche auf dem Kirchhofsrande unweit von Kirche und Pfarrhaus steht. Während des mechanisch gemurmelten Gebetes hafeteten die Augen des Kindes so

starr auf einem Ahornbaum hinter der Mariensäule, daß die Mutter nach der Ursache zu fragen sich bewogen fühlte.

„Siehst Du denn nichts?“ antwortete Auguste, „auf dem trockenen Aste ist Feuer.“

„Glupa jestes, Du bist dumm,“ entgegnete die Alte, „da ist ja gar nichts zu sehen.“

Alein die Tochter fuhr fort: „Es wird immer heller, auf goldenem Stuhle schwebt die heilige Jungfrau vom Himmel, jetzt läßt sie sich nieder auf dem dürren Aste.“ Eine lange Pause folgte. Als endlich die Tochter die Sprache wiedergewann, gab sie der Mutter an, „die heilige Jungfrau habe ein blaues Kleid angehabt (das gewöhnliche Kleid ermeländischer Madonnenbilder) und ihr befohlen, sie solle den Leuten erzählen, sie, die Jungfrau, werde von jetzt ab täglich dreimal kommen. Man solle fleißig beten und ihr eine Kapelle bauen.“

Die Mutter verwies dem Mädchen die gottlose Rede; anders der jetzt hinzutretende Pfarrer Weichsel, welcher Mutter und Tochter augenblicklich ins Pfarrhaus führte und dort zu Protokoll vernahm. Daß er von der Wirklichkeit der Erscheinung, von der Göttlichkeit des Wunders sofort überzeugt war, wird nicht gerade in Erstaunen setzen; selbstverständlich wurde nun aber die unwissende Kleine zur Kommunion zugelassen.

Wie dieser Umstand, so mag auch vorausgeschickt werden, daß die Zahl der Sehenden sehr bald sich mehrte. Die nächste war die vierzehnjährige Barbara Samulowska, einer armen Wittwe Tochter, leidlich aufgeweckt und auch von mehr angenehmen Neuhern als die Schaffrinsten, ferner die 21jährige Wiczorek und eine alte Wittve Wilitowska. Andere Personen, welche gleichfalls die Erscheinung sehen wollten, unter anderen ein niemals nüchtern Bettler, sind von der betheiligten Geistlichkeit zurückgewiesen worden.

Der Hergang bei den Erscheinungen war nun täglich derselbe in der ganzen Zeit vom 15. Juli bis zum 3. September. Abends um 8 Uhr verließen die Kinder in feierlichem Aufzuge und geleitet von allen anwesenden Geistlichen — deren Zahl bis auf sechszehn stieg — das Pfarrhaus und knieten vor dem Wunderahorn nieder. Dann sprachen sie auswendig gelernte Gebete, verstummten aber alsbald — die Jungfrau war ihnen erschienen und sprach zu ihnen. War diese, was meist nach ganz kurzer Zeit geschah, entchwunden, so wurden die Kinder ebenso feierlich ins Pfarrhaus zurückgeleitet und dort zu Protokoll vernommen. Mittags um 1 Uhr und morgens um 8 Uhr gestaltete sich die Sache ähnlich, nur weniger feierlich, ohne Ceremonie. Die ermittelten Weisungen der Jungfrau aber theilte der Pfarrer anfänglich selbst, später durch Vermittelung des Kirchenvorstandes der harrenden Volksmenge mit.

Diese letztere, niemals unbeträchtlich, erreichte an den spezifischen Marientagen, beispielsweise an Mariä Himmelfahrt, am 15. August, eine recht ansehnliche Höhe; sind doch an gedachten Tage von der Bahnstation Biesjellen 6000 Billette vierter Klasse zur Rückreise verlaufen worden! Diese Ziffer in Verbindung mit dem Umstande, daß die übrige Frequenz den Durchschnitt kaum überfliegt, zeigt uns auch deutlich, welchen sozialen Klassen die Wallfahrer angehören. Und in der That, die Zahl der Pilger aus den gebildeten Klassen der menschlichen Gesellschaft wäre eine geradezu verschwindend geringe gewesen, hätten nicht die bekanteten ebenso intimen wie devoten Freunde und Freundinnen des früheren Erzbischofs Ledochowski, die ultramontanen Adligen des Großherzogthums Posen, sich in geschlossenen Gliedern eingestellt. Ihrem Einflusse ist es auch wohl zu danken, wenn die bäuerliche polnische Bevölkerung des Großherzogthums und des benachbarten Königreichs Polen in so großer Menge auf der Wunderstätte erschien. Alle Wallfahrer ohne Unterschied aber schöpften Wasser aus einer Quelle an der Dorfstraße und stellten es während der Erscheinung an den Wunderbaum, da sie dem so geweihten Wasser übernatürliche Kräfte zuschrieben.

Die Verkündungen waren selbstverständlich das Hauptthema aller Gespräche in Dittrichswalde, und sie nahmen, von Mund zu Mund gehend, gelegentlich recht abenteuerliche Formen an. Neben den stereotypen Ermahnungen zum Beten und zum Kapellenbau tauchten eine Menge Offenbarungen auf, zu

viele, um hier eingehend besprochen zu werden. Bemerkenswerth ist eine der ersten, bei welcher die Madonna ein Schwert vorgezeigt und verkündet hat, durch dasselbe würden alle Keger umkommen, wenn sie sich nicht in zwei Jahren bekehrten. Zu erwähnen ist ferner die für den 15. August geschehene Vorherjagung eines Wunders, welches ausgeblieben ist. Besonders zu registriren ist aber die Verkündung vom 3. September. Die Madonna nimmt darin Abschied von Dittrichswalde, weil sie bei Mehlsack — d. h. in der Nähe des Geburtsortes des Pfarrers Weichsel — erscheinen werde, was auch nach Angabe eines Hirtenjungen jener Gegend, und zwar in einem Erdloche, geschehen ist. Ferner hat die Madonna offenbart, sie werde in diesem Jahr nur noch einmal und zwar am 9. September zur Einweihung der neuen inzwischen in Köln bestellten Mariensäule erscheinen; an diesem Tage werde auch ein Duell hervorgerufen, welchen sie im voraus gegnet habe. Das müsse aber noch Geheimniß bleiben.

Geheim ist auch der Duell geblieben bis vor kurzem. Als er aber bekannt wurde, war er auch schon im Stillen gefaßt und in alleiniger Gegenwart der vier Begnadeten von einigen Priestern geweilt. Er liegt einige Minuten vom Dorfe entfernt in des Pfarrers Hopfengarten, umgeben von amphitheatralisch ansteigenden Berglehnen, welche für eine ungeheure Menschenmasse reichlichen Raum bieten. Und eine solche wird sich sicherlich im nächsten Jahre zu den Marientagen einfinden, an welchen die Jungfrau — und das ist ihre letzte Verkündung — wiederum in Dittrichswalde erscheinen wird. Die Ähnlichkeit mit den Marpinger Vorgängen tritt dabei recht frappant hervor, ebenso auch durch die angeblich geschehenen Wunder. Denn der Zweifel blieb namentlich in der ersten Zeit möglich, wo der Glaube an die Uebernatürlichkeit lediglich auf den Angaben eines dreizehnjährigen theils stupiden, theils verschmitzten Kindes fußen mußte. So suchte man denn Beweise und fand den ersten in der Uebereinstimmung der Angaben beider Kinder über das, was sie gesehen und gehört hatten, während sie doch räumlich getrennt vor der Erscheinung knieten und auch getrennt zu Protokoll vernommen wurden. Dieser vom Pfarrhause ausgehenden Behauptung gegenüber verdient es Beachtung, daß ein wohlhabender Katholik aus Allenstein dem Pfarrer den Vorschlag gemacht hat, er wolle mit noch einem Freunde nach Dittrichswalde kommen, um jeder für sich eines der Kinder in Obhut zu nehmen und zum Wunderbaume hin und zurückzuführen. Wenn dann die Kinder dauernd gleichmäßig ausfragen würden, wolle er an die Göttlichkeit der Erscheinung glauben, im entgegengesetzten Falle aber sie für elenden Betrug erklären. Dieser Vorschlag ist nicht angenommen worden.

Ein anderer Beweis für das Wunder sollte in der Verkündung und der absoluten Empfindungslosigkeit der Kinder während der Erscheinung liegen. Auf Wunsch des Bischofs hat ein Allensteiner Arzt eine Untersuchung darüber angestellt, indem er sein Bestes am Orte auspactete und sich dann, doch ohne irgend welches Instrument den Kindern näherte. Das eine zuckte heftig mit dem Arme, als er seine Fingerspitzen in die Nähe desselben brachte, das andere schloß die Augenlider höchst natürlich, als der Arzt mit der flachen Hand über das Gesicht, doch ohne es zu berühren, hinwegfuhr. Auch das dritte anwesende Mädchen, nach diesen Ergebnissen noch einer Probe zu unterziehen, hat der betreffende Arzt nicht für nöthig gehalten.

Von den vielen wunderbaren Heilungen, welche berichtet werden, mögen zwei hier Platz finden. Die eine betrifft eine Lehrersfrau, deren Augenleiden auch von den berühmtesten Königsberger Ärzten nicht gehoben werden konnte, das aber verschwand, nachdem die Frau zwei Tage lang die kranken Organe mit geweihtem Wasser gewaschen hatte.

Soweit die landläufige Erzählung, welche noch hinzuzufügt, daß die Genesene die bis dahin getragene Brille sofort ablegen konnte. Heute trägt sie die Bedauernswerthe wieder, denn die Augen sind durchaus auf dem alten Standpunkte — das aber verichweig man sorgfältig, angeblich, um anderen Kranken den Muth nicht zu benehmen. Eine zweite Heilung weist gar thatsächlich, bis jetzt allerdings noch alleinstehende Belege in einem

Paar  
Dieselbe  
des Ba  
ständige  
Mutter.  
von der  
gebracht  
lang zu  
ranchte  
sich der  
pendete  
Waldsch  
lich so  
gehänd  
legen.  
und So  
mit der  
Knabe f  
war all  
Stelle d  
einer so  
welchen  
stützt un  
verhänd  
Bewegu  
— inde  
einem u  
haben.  
Munde  
schluß a  
Ungläub  
Rechtsan  
derbaum  
welcher  
zunehme  
innern C  
wiederhe  
gelaubt  
will bet  
durch ei  
Ge  
eigentlic  
In  
sach ab  
jeitlich  
und wü  
Teufelsa  
pilger u  
über, de  
von der  
verschur  
brunst h  
arbeiten  
Jungfra  
den Ort  
haben w  
einige s  
Kunde r  
hören di  
Ein  
tes Weie  
materiell  
ängstete  
frau wer  
wachsend  
nahe sag  
nung im  
Gedanken  
Zustande  
haufe; e  
des Kind  
ihm in

Paar abgelegter Krüden am Fuße des Wunderbaumes auf. Dieselben gehörten einem 12jährigen Knaben Koepe, dem Sohne des Bühnenmeisters aus Allenstein, welcher als ruhiger verständiger Mann geschildert wird und einer stark bigotten Mutter. Besagter Knabe nun wurde auf die erste Nachricht von der Erscheinung seitens der Mutter nach Dittrichswalde gebracht und dort in einer befreundeten Familie drei Wochen lang zum fleißigen Weiten und Waschen angehalten. Nebenbei rauchte der 12jährige durchtriebene Junge Cigarren und ließ sich den Wein schmecken, welchen vornehme Pilger mittheilig spendeten. Dann kam die Mutter wieder, und Gebete wie Wäschungen wurden durch weitere acht Tage verdoppelt. Endlich konnte der Knabe erklären, er fühle, wie ein Wein schon gesund sei und eine Krücke am Fuße des Wunderbaumes ablegen. Die zweite folgte bald aus Allenstein, wohin Mutter und Sohn zurückgelehrt waren. Wie sieht es denn nun aber mit der wirklichen Heilung aus? Mit einer Krücke konnte der Knabe sich von jeher bewegen; das Verlassen des Gnadenortes war also auch ohne jedes Wunder möglich. Was er aber an Stelle der zweiten Krücke braucht, führt nur nicht den Namen einer solchen, ist es aber thatsächlich — ein Stoch nämlich, welchen das Kind mit beiden Händen anfahst, die Brust darauf stützt und dann die kranken Beine mühselig nachzieht. Selbstverständlich sind die Beine um nichts besser geworden, ist die Bewegung an zwei Krücken dem Jungen bequemer und lieber — indessen die Mutter empfängt doch zahllose Glückwünsche, einem von der Jungfrau Geheilten das Leben geschenkt zu haben. Das sind die beiden Heilungen, welche am meisten im Munde der Menge gepriesen werden, sie lassen einem Rückschluß auf die Natur der übrigen zu. Auch von bestrauten Ungläubigen weiß der Volksmund zu erzählen, von einem Rechtsanwalt, welcher spottend mit einem Vinco-nez den Wunderbaum betrachtete und blind wurde, von einem Sensibarmen, welcher wider seinen Willen gezwungen wurde, den Helm abzulegen und niederzuknien vermöge einer unwidertrefflichen inneren Gewalt. Solche und ähnliche Erzählungen werden eifrig wiederholt und gerig — das ist die richtige Bezeichnung — geglaubt; darum mußten sie hier erwähnt werden. Das Volk will behört sein, und es ist in Dittrichswalde behört worden durch einen ebenso frechen wie plummen Schwindler.

Gehen wir, um dieses zu erweisen, noch einmal durch, was eigentlich geschehen ist.

In einem Orte mit einer Marienkirche, mit einem vielfach abgeküßten Marienbilde von Holz, antirt ein Pfarrer, jesuitischen Marienkultus tief ergeben, Wunder glaubend, hoffend und wünschend, ja im kleinen Maßstabe durch Beschwörung und Teufelskastreibung selbst vollbringend. Dieser selbe Pfarrer pilgert nach Marpingen; dem zurückgelehrt fließt der Mund über, dessen das glaubende Herz voll ist. Seine Erzählungen von der Erscheinung und von den Wundern am Rhein werden verflungen von einer Schar devoter Weiber, welche mit Jubel den noch jugendlichen Mann verehren und diese verarbeiten naturgemäß den Gedanken: „Wenn doch die heilige Jungfrau auch bei uns erschiene.“ Welche Ehre für uns, für den Ort, für unsere Kirche, für unseren Herrn Pfarrer — das haben wohl die meisten — welcher materielle Vortheil, haben einige sicherlich auch überlegt. Durch die Devoten kommt die Kunde von Marpingen in aller Leute Mund, und nicht zuletzt hören die Kinder davon.

Eines dieser Kinder nun und zwar ein beschränktes, unbegabtes Wesen steht um diese Zeit zum ersten Male vor Schande und materiellem Nachtheile; was ist natürlicher, als daß das ängstete Herz sich mit inbrünstigem Flehen an die heilige Jungfrau wendet, auf deren mögliche Hilfe noch überdies eine Erwachene ausbrüchlich hinweist? Fast natürlich, möchte man beinahe sagen, und gar nicht wunderbar ist die tröstende Erscheinung im Traume; ist doch letztere eine Fortsetzung des wachen Gedankens. Erklärlich bliebe auch die erste Vision im wachen Zustande an der Mariensäule kurz vor dem Besuche im Pfarrhause; es ist immerhin möglich, daß die überreizten Nerven des Kindes hier wirklich ein Bild zu sehen glaubten, welches ihm in den letzten Wochen so oft beschrieben wurde; daß es

wirklich die Worte zu hören glaubte, welche man ihm als Ausspruch der heiligen Jungfrau in Marpingen so oft wiederholt hatte. Wer aber den geistigen Zustand der Auguste Schaffrinske kennt, der ist dennoch überzeugt, daß hier bereits ein Souffleur oder besser eine Souffleuse hinter dem Kinde gestanden hat, und daß dieses, vorläufig vielleicht wirklich ohne das entsprechende Bewußtsein, eine eingelernte Rolle gespielt hat; ganz abgesehen davon, daß das Protokoll über den Vorgang nicht die geringste Beweisskraft besitzt. Im Gegentheil, was noch vorher in das Kind hinein geredet war, das wurde es jetzt nachträglich von dem wunderthätigen Pastor, ohne böse Absicht, wie wir im übrigen annehmen.

Schon mit der zweiten vorgeblichen Vision beginnt nun aber der bewußte Betrug. Denn schon nach der ersten war ihre Herzensangst gehoben, die Theilnahme an der Kommunion gesichert; überdies sah sich die kleine „Begnadete“ von allen Seiten geliebt, verhäßelt, mit Lederbissen bedacht, genug, sie war zufrieden, glücklich und satt. Bei satten und zufriedenen Menschen liegt aber das Vorrecht der Visionen mit nichten; es gebührt vielmehr den Unglücklichen, den Zweifelnden und den Hungrigen. Wenn darum die kleine Auguste auch ferner zu sehen und zu hören behauptete, so handelte sie bereits, theils geleitet von dem eigenen Wunsche, das heringebrochene Glück zu fesseln, theils folgend den Weisungen jener unsichtbaren Hand, welche von nun bestimmt das Spiel leitet. Diese gesellt schon in einigen Tagen der Schaffrinske eine zweite Seherde bei, weil das stupide Kind außer dem einmal angelesenen Verse durchaus keine neue Verkündung fassen und wiedergeben kann und darum zu befürchten steht, daß selbst in dem Pfarrer Zweifel an der Echtheit entstehen könnten. Diese selbe Hand richtet weiter die Verkündigungen so geschieht ein, daß niemals in ihrer Folge ein Konflikt mit der Polizei entsteht; sucht mit einer wunderbar glücklichen Fassungsgabe die passendste Stelle zum Gnadenquell aus und verordnet dessen verstoßene Einweihung, wiederum, um nicht mit der Polizei in Berührung zu kommen. Und daß die Jungfrau von Dittrichswalde nach dem Geburtsorte des Pfarrers sich begibt, wer möchte darin nicht die leitende Hand eines Weibes erkennen, welches dem halb irdisch, halb geistlich, jedenfalls aber fanatisch geliebten Manne zu immer größerer Ehre verhelfen möchte?

Wir stehen hier bei einer zweiten Auflage in doppelter Beziehung. Was in Dittrichswalde vorgegangen, ist ein Abklatsch der Wunder in Marpingen, eine plumpe und geistlose Nachahmung gerade deutlich genug, um zu erkennen, daß wir es hier nicht mit einem Original, sondern mit einer Kopie zu thun haben. Ein innerer geistiger Zusammenhang besteht ferner zwischen dem Komplotte aus den sechziger Jahren und den Erscheinungen von heute. Bei jenem lag schließlich das schauerliche Spiel der „Wottlen“ klar zu Tage; hier spürt es der Kundige an unfehlbaren Kennzeichen! Kennt man doch selbst den Namen des einen Weibes, welches das ganze Wunder in Scene gesetzt haben soll. Damals wurde ein unschuldiger Mann dem Fanatismus geopfert; heute sind es zwei unschuldige Kinderseelen, die der Verderbniß für alle Zeit überliefert werden. Hier wie da haben die Wottlen gezeigt, welche Erfindungsgabe sie besitzen, um für die größere Ehre Gottes zu wirken; dort hat eine den offenbaren absichtlichen Meineid bekannt; welcher Eid würde heute in Dittrichswalde nicht geschworen werden! Damals haben die religionsberaubten Weiber einen nach ihren Begriffen nicht genügend frommen Pfarrer zu Falle gebracht, heute belohnen sie den „Mann nach ihrem Herzen“. Ein Komplott junger und alter, ebenso gewissenloser wie devoter Weiber, um den vergötterten Pfarrer in das Licht strahlenden Verdienstes und himmlischer Begnadigung zu setzen, von dem einige Strahlen auch den Ort und die frommen Weiber selbst treffen, ein Komplott, um ferner etwas Leben und Geld in das abgelegene Dorf zu bringen — das ist der Kern des Wunders zu Dittrichswalde.

Diesen Vorgängen gegenüber hat sich die Regierung vollkommen passiv verhalten. Aber auch, wenn sie den Willen zum Einschreiten gehabt hätte, so hätte ihr immer noch die geistliche Handhabe gefehlt; es gibt keine Gesetze gegen angebliche Wunder,

und es kann auch keine geben. Die Pflicht, die beginnende Geistesepidemie zu erlösen, lag unzweifelhaft nicht bei der Regierung, sondern bei dem katholischen Klerus selber. Traurig ist es, bei dieser Gelegenheit zu entdecken, daß ein Seelenhirt mit Genehmigung seines Bischofes Teufelsaustreibungen und Weichselkropfbeschwörungen, so zu sagen professionsmäßig als Spezialität betreiben darf; aber dieser Umstand erklärt, warum der Bischof so spät überhaupt zur Untersuchung schritt und ungeachtet der bindigen Erklärung des Arztes im Schweigen verharrt. Freilich ist jetzt die Sache kaum noch rückgängig zu machen; nicht Pfarrer, nicht Bischof sänden Glauben, wenn sie jetzt nachträglich das Wunder verurtheilen wollten. Ein Vorgänger des heutigen Bischofs aber wäre sicherlich zur rechten Zeit eingeschritten, Lucas von Waiselrode, welcher dem falschen Wunderglauben siegreich entgegentrat und vielleicht gerade dadurch bewirkte, daß Ermeland katholisch blieb, als wenige Jahre nach seinem Tode der Protestantismus im Sturmeszuge die umliegenden Landschaften ergriff.

Im Gegentheil bewies unter seiner Regierung Nicolaus Kopernikus, des Bischofs Neffe und unser altzeit berühmter Landsmann, wie der Mensch und auch der Geistliche den von Gott gegebenen Verstand gebrauchen soll, um dessen wirkliche Wunder am Himmel zu fassen und zu verstehen. Auch nach beider Tode leuchtete die wissenschaftliche Bildung des Klerus noch eine Zeit lang und erlosch erst, als mit Bischöfen polnischer Nationalität polnische Jesuiten das Ländchen beherrschten. Der alte Ruf erneuerte sich indessen in kurzer Zeit, sobald die preussische Regierung das Land in Besitz nahm, und der ermelandische Klerus hat der Regierung die bewiesene Fürsorge wohl gedankt. Treu und patriotisch war seine Haltung in den Unglücksjahren 1807 bis 1813, obwohl noch manche Erinnerung an die polnische Zeit in den Gemüthern naturgemäß leben mußte. Nur zwei Geistliche aus der Zahl von fast zweihundert bekannten im Jahre 1870 die Unterwerfung unter das neue Dogma, und wenn später die Mehrzahl folgte, so geschah das mit der Klausel, daß sie Hoffnung gefaßt hätten, ihre Gewissensbedenken würden sich mit der Zeit heben lassen.

Es leuchtet ein, daß diese Männer den Wunderglauben nicht groß gezogen haben; im Gegentheil, sie haben ihn auf das nachdrücklichste bekämpft. Und wirklich begann schon die Theilnahme der Parochialen an den aus der Jesuitenzeit übernommenen Wallfahrten sich zu mindern, konnten einzelne Wallfahrtsorte ihres Charakters als solche entleert werden, sing der Glaube des Volkes an, mehr und mehr sich zu durchgeistigen. Und über dieses Feld, auf welchem die Saat echten Glaubens eben begann, das Unkraut des Aberglaubens zu

unterdrücken, da hat sich die Kunde des neuesten Wunders wie jäher Schlamm ergossen, welcher das Unkraut üppiger wuchern läßt, die echte Saat dagegen ersticht. Mit einem Schlage ist die Arbeit von Generationen zerstört, und trauernden Herzens stehen die Seelherge dabei mit gebundenen Händen. Wollten sie dem neuen Wunder entgegen treten, wie sie es möchten, sie müßten fürchten, des Vertrauens des größten Theils ihrer Pfarrkinder verlustig zu gehen. Das ist die erste und traurigste Folge des Wunders von Dittrichswalde, wenn auch nicht die einzige. Denn was, so fragen wir, soll aus den beiden Kindern werden, welche Werkzeuge des Vertrages gewesen sind? Noch schweben sie in dem Genuße befriedigter Eitelkeit, noch harren sie mit Ungebuld des Augenblicks, wo sich tausende von begeisterten Augen auf sie und auf sie allein richten werden. Noch ist das kindliche Gewissen beschwichtigt mit dem „zur größeren Ehre Gottes“ ihrer erwachsenen Rathgeber; aber auch für die Kinder wird der Augenblick kommen, wo sie das Sträfliche ihrer That einsehen und bereuen werden. Und dieser Augenblick wird sie kaum anders als im Kloster finden. Andere, jüngere werden an dem Gnadenorte an ihre Stelle treten und das Klostergebäude wird den gefährlichen Mund derer schließen, welche kein irdischer Mann zur Ehe begehrt. Zwei verlorene Seelen!

Gefährlich in politischer Beziehung ist die Proklamirung der Dittrichswalder Jungfrau zu einer national-polnischen Madonna. Der polnische Bauer in dem nur halbdeutschen Posen und dem zu drei Viertel deutschen Westpreußen ist heute noch immer ein loyaler Preusse, und weder vom Celmann, noch von dem ultramontanen Geistlichen direct gegen Regierung und Deutschthum zu verwenden. Hat aber der Glaube an die Göttlichkeit der Erscheinung von Dittrichswalde feste Wurzeln bei diesen einfachen Leuten gefaßt, dann werden sie dem Rufe zum Kampfe, welcher von der Jungfrau ausgeht, entsprechen. Mit dieser Ueberzeugung wird wohl jeder, welcher diese blind fanatischen Massen gesehen hat, Dittrichswalde verlassen haben. Und noch mit einer zweiten. Als Adalbert der Heilige ins Preußenland das Christenthum trug, da begann er damit, daß er mit scharfer Art die heiligen Bäume der Preußen niederhieb. Käme er heute wieder und legte die Art an den Wunderaborn von Dittrichswalde, ein zweiter grauenpöllerer Märtyrertod wäre ihm gewiß. Damals wurde er mit Andern erschlagen, heute würde er von fanatischen Magaren vielleicht zerrißen. Ist es wirklich 800 Jahre her, seit Adalbert hier sein Leben ließ für die milden Lehren des Christenthums? so fragt trauernd der denkende Mensch, wenn er den Stab heraushebt aus dem modernen Gnadenorte Dittrichswalde.

## Thiers.

Von D. W. Gerbä.

Wachdruck verboten.  
Gel. N. 11. VI. 70.

Es ist nicht leicht, in kurzen Zügen ein nur halb getroffenes Bild des berühmten Staatsmanns zu entwerfen, mit dessen Verlust in diesen Tagen Frankreich, das Land politischer Illusionen, um eine große Hoffnung, vielleicht auch um eine schwere Enttäuschung ärmer geworden ist; es wäre unmöglich, einen solchen Versuch auf knappem Raum zu wagen, könnte er nicht auf die Ergänzung und Belebung zeitgenössischer Leser rechnen. Keinen volksthümlicheren und glänzenderen Namen besaß das heutige Frankreich. Thiers war für Millionen das geistige Haupt, da das wirkliche Staatshaupt, der Sieger von Magenta, der Besiegte von Wörth und Sedan, kein wirklicher Volksführer heißen kann; — eine politische Mittelmaßigkeit und ein Mann des Uebergangs, der geschoben wird, wo er zu schieben glaubt, der gehen wird, sobald er seine Schuldigkeit gethan. Zumal der Kern des französischen Bürgerthums hing mit einer Art Aberglauben an dem Petit Bourgeois, an dem jeder Zoll ein Franzose war, in dem es sich selbst wieder erkannte. Die gemäßigten Republikaner sahen in ihm den Erfinder und Vorsetzer der „konservativen Republik“, die Verkörperung ihrer Wünsche und Ideale; die Ungebuldigen zügelte der Blick auf ein doch nur flüchtiges Interregnum des Achtzigjährigen und sie warteten auf ihre Stunde; mancher alte Monarchist hatte

sich auf diese Autorität hin befehrt und war von dem Glauben an die Möglichkeit der Monarchie abgefallen. Denn wenn er, der alte Orleansist und Minister Louis Philipps, irre daran geworden war, dann konnten es tausende getrost nachthun. Dieses fast blinde Vertrauen stützte sich weit weniger auf die Erinnerung an das ungemeine staatsmännische Geschick, das Thiers in den Zeiten des Justiznigthums auf der Ministerbank wie auf den Bänken der Opposition bewährt hatte, als auf die Thaten seines Alters. Dort war es doch nur das Talent, das eher Bewunderung als Vertrauen weckt. Hier waren es neben gleichem Geschick, gereifter Erfahrung, weiser Mäßigung die sittlichen Tugenden selbstloser Hingebung, weicherer Vaterlandsiebe, die nicht bloß den Verstand, sondern die Herzen gewannen. Zwei Momente haben dieses sittliche und gemüthliche Band mit der Nation so fest geschlungen, sie vor allen haben ihn, auch in deutschen Augen, zu dem großen historischen Namen gemacht: die kritischste Stunde wohl, die das Frankreich dieses Jahrhunderts durchlebt hat, und die Zeit der tiefsten Noth und Demüthigung, die auf sie gefolgt ist.

In jener Sitzung vom 15. Juli 1870 zeigte Thiers seine Ueberlegenheit über Leidenschaft und Verblendung und ging gegen den Strom und Sturm der allgemeinen Tollheit an:

„Ich erfuhr zu wider nicht schle werden er an dem Ihnen, Der Tag phetisches Mann der reich dam und schön Vergangen als der L um in d Bürgerfön Aber

ders wie  
wuchern  
lage ist  
Perzens  
Wollten  
hten, sie  
Farr-  
aurigste  
icht die  
Rindern  
Noch  
harren  
ou be-  
Noch  
öhieren  
für die  
e ihrer  
id wird  
werden  
Aoster-  
welche  
rtorene

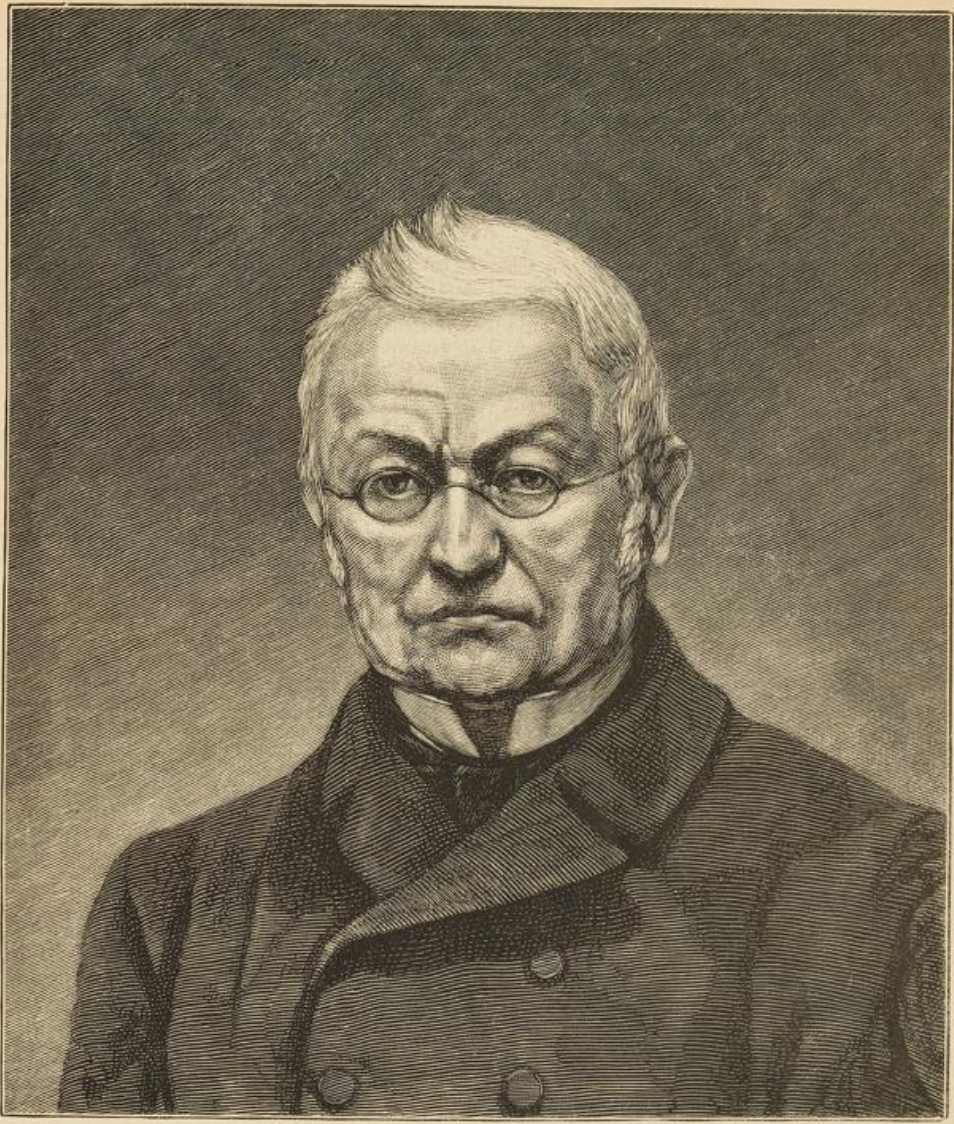
nirung  
ischen  
ntischen  
t heute  
Imann,  
ierung  
an die  
urzfeln  
u Muse  
rechen.  
blind  
haben.  
e ins  
it, daß  
tieder-  
under-  
ctyrex-  
lagen,  
rissen.  
Leben  
uernd  
s dem

en.

auben  
an er,  
daran  
thun.  
f die  
das

nister-  
s auf  
lent,  
en es  
gung  
ater-  
erzen  
sliche  
aben  
amen  
iefes  
und

seine  
ging  
an:



Louis Adolphe Thiers. Geb. 16. April 1797; gest. 3. September 1877.

„Ich erfülle meine Pflicht, die Pflicht, unklugen Leidenschaften zu widerstehen“ und „der Moment der Rache für 1866 kann nicht schlechter gewählt sein“, und „Sie sind die Majorität und werden entscheiden; aber ich weiß, es wird der Tag kommen, an dem Sie Ihre Uebereilung bereuen werden. Ich sage es Ihnen, Einer, der auf Frankreichs Größe eifersüchtig ist“. Der Tag kam und stempelte den Mann, der sonst wenig Prophetisches an sich hatte, zum politischen Propheten. Aber der Mann der That ward in der Noth auch ein Helfer, wie Frankreich damals keinen zweiten hatte. Gewiß ein Feierabend groß und schön, der viele Fehler, Eitelkeiten und Kleinheiten der Vergangenheit zudecken und sühnen mochte; ungleich schöner als der Lafayette's, da er noch einmal als Greis hervortauchte, um in den Julitagen 1830 den zerbrechlichen Thron des Bürgerkönigs aufzurichten zu helfen.

Aber Thiers schmückte der Doppelkranz des Staatsmanns

und des Schriftstellers. Die Nation zählt ihn zu ihren klassischen Geschichtsschreibern. Und so ist er, wie kein anderer neben ihm, durch Thaten und Werke mit der Zeitgeschichte seines Volkes seit der neuen Aera von 1789 verwachsen.

Nicht gar viel ist aus seiner Jugendgeschichte zu berichten. In dem Leben eines Emporkömmlings werden die ohnehin dunkeln Jahre des Werdens meist noch dunkler durch den späteren Glanz. In einem Jahre mit seinem getränkten Zeitgenossen, dem deutschen Kaiser, ist er zu Marseille geboren, der großen Mittelmeerstadt — sous le soleil de la Provence, wie er selbst einmal von seinem Landsmann Mirabeau jagt — der Geburtsstätte jenes Revolutionsliedes, in welcher die Erinnerungen an die große Revolution noch vernehmlich nachklingen. Seinen Vater nennen die Einen einen Schlosser, andere (darunter K. Hillebrand in seiner trefflichen „Geschichte Frankreichs“ nach H. de Balzac) einen Tuchhändler. Er

war keines von beiden, sondern, wie schon sein Großvater, Advokat am Parlament von Marseille. Seine Mutter war eine Tochter des Deputierten des Marceller Handels zu Konstantinopel, Amie. Adolff Thiers war das einzige Kind dieser Ehe. Nichts deutete doch in den äußeren Verhältnissen auf eine große politische Zukunft. Aber die Revolution und das Kaiserthum hatten jene Egalité geschaffen und groß gezogen, die dem Soldaten den Marschallstab in den Tornister legen und dem Bürgerjohne die Aussicht auf ein Ministerportefeuille mitgeben konnte. Auf dem Lycäum und der Rechtsschule seiner Vaterstadt vorgebildet, wo er als Führer der Nothen, der republikanischen Partei, gegen die Weißen, die Legitimisten tritt, nicht glücklich in den Anfängen seiner Advokatenpraxis, siedelte er 1820 nach dem politischen Centrum, nach Paris über, wohin alle strebenden Talente des Landes wie instinktiv den Weg suchten. Ihm folgte sein Studienfreund Mignet, der er selbst später der Geschichtsschreiber der Revolution, der jetzt um den heimgegangenen größeren Freund trauert.

Der junge, durch Kopf und Feder so hochbegabte Republikaner schloß sich mit genialer Selbstverleumdung der Opposition gegen das restaurierte Königthum an. Seit 1789 schwankte das Land zwischen der Liberté der Revolution und der Gloire des Kaiserreichs, das erstere Gut auf Jahre über dem Glanz des andern vergetend.

Thiers wurde von einem Deputierten der Opposition Mannel mit den Hauptvertretern seiner Richtung bekannt gemacht und nahm seit 1824 an der Redaktion des „Constitutionnel“, damals des einflussreichsten Oppositionsblattes, durchschlagenden Antheil. Auch in diesem Sattel saß er bald fest. Schlagfertig und scharf, von einer vor seiner Aufgabe zurückschreckenden Wißbegier, drang er ebenso rasch in die realen Fragen der Politik wie in die idealen der Kunst und Literatur ein. Mit Armand Carrel, dem spröden Republikaner, mit Mignet und anderen gründete er dann im Jahre 1828 den „National“, das Organ der gemäßigten, i. g. amerikanischen Republikaner. Bald zogen sich in der Schwüle der Regierung Karls X die politischen Vorkämpfer zu dem Unwetter zusammen, das sich in der Julirevolution entlud. Kein Blatt — und Thiers war die Seele dieses Blattes — hat so viel zum Widerstand gegen Polignacs Juliodonnanzen beigetragen als der „National“, aus dessen Redaktionszimmern der erste Ruf zum Kampf hervorging. Dem jungen Journalisten übertrug man die Abfassung des Protestes sämtlicher Oppositionsblätter. Er verlangt darin eine Regierung nach englischem Muster, wenn nicht, eine Republik nach amerikanischem Zuschnitt. Auf den Boden des Handelns gestellt, verslog ihm rasch der republikanische Enthusiasmus vor den harten Forderungen der Wirklichkeit. Gerade Thiers erkannte den Mittelweg zwischen den Bourbons und der Republik, die Aufrichtung des Bürgerkönigthums als den richtigen und möglichen. Er entwarf die Proklamation, welche den Herzog von Orleans als Regenten empfahl. Aus dem geistreichen Journalisten wurde ein Staatsmann, der mit Ueberfliegung untergeordneter Thätigkeiten und ohne jede administrative Vorschule sofort als Mitglied des Staatsraths und als Generalsekretär der Finanzen seine praktische Laufbahn begann. Bald stand er, ein Gleicher unter Gleichen, inmitten der Berühmtheiten der Epoche. Talleyrand, der große Diplomat, Baron Louis, der erste Finanzmann, Memmiat, Casimir Perier u. a. schenken ihm ihre Freundschaft.

Aber allerdings nicht bloß der Journalist war es, der die Augen der Nation wie des neuen Regiments auf sich gezogen hatte; Thiers stand auch als Schriftsteller bereits unter den ersten seines Volks. Im frühesten Mannesalter machte er sich mit der alles wagenben festen Zuversicht, die ihm eigen war, an den größten historischen und politischen Stoff der Neuzeit; in vier Jahren entstand die Geschichte der Revolution, von deren Anfängen bis zum 18. Brumaire 1799, dem Sturz der Direktorialregierung, dies Nationalwerk, welches, in Frankreich selbst in 16 Auflagen verbreitet, mehr als ein anderes die schon einschläfende Erinnerung an jene gewaltige Bewegung wach gehalten hat. Jedes Blatt zeigt des Verfassers eigne Sympathie; die Erzählung der Thaten läßt wie transparent die

politischen Lehren durchscheinen. Es soll den Epigonen einleuchtend werden, daß die Ideen von 1789, ein Besitz für immer, den unabänderlichen Grund zu dem neuen Frankreich, ja zu den staatslichen Entwicklungen des Continents gelegt haben. Wissenschaftlich, als reine Forschung, hat das Werk weit geringeren Werth. Thiers schöpft neben den allgemein zugänglichen Quellen vornehmlich aus der mündlichen Ueberlieferung ehemaliger Theilnehmer an der Revolution. Er sagt selbst: *peut-être le moment où les acteurs vont expirer est-il le plus propre à écrire l'histoire.* Er rühmt den Vortheil, noch diese Greise gehört und beobachtet zu haben, die, ganz voll von ihren Erinnerungen, ganz bewegt von ihren Eindrücken, aus dem Geist und Charakter der Parteien enthüllen, so daß wir sie verstehen lernen. Allerdings fügte er behutsam hinzu: „Man kann ihr Zeugniß sammeln, ohne alle ihre Neigungen zu theilen.“ Aber er selbst war damals am wenigsten der Mann, um sich frei und objektiv zu halten; er, der Sohn und der Vater einer Revolution!

Im Grunde sind es doch trübe Quellen der Geschichtsschreibung, da die Parteimänner von dem Pathos des Selbst-erlebten beherrscht waren und ihre leidenschaftlichen Memorialien für Geschichte gaben, und das Gegengewicht kritischer Hilfsmittel der Kontrolle fehlte bei Thiers. So spiegelt sich auch in seinem Werke noch die ungeheure Aufregung ab, die jene Zeit selbst beherrschte, und eine unabsehbare Masse von Einbildungen, Mythen und Tendenzügen lagerte sich auch in ihr ab. Deutlicher Forschung vor allem war es vorbehalten, aus den ursprünglichsten Quellen, aus den im Laufe der Ereignisse selbst entstandenen Depeschen, Akten und Korrespondenzen — und zwar nicht bloß den französischen — die Wahrheit wieder herzustellen. Aber diese Mängel wurden in den Augen der Franzosen reichlich zudeckt durch die das Ganze durchwehende Stimmung und Richtung, durch die Nahrung der nationalen Eitelkeit, durch die Gabe der Vergegenwärtigung der Ereignisse und den lebendigen Esprit, der die Form durchdringt. Hier ist lebhaftes dramatisches Leben; der Autor, selbst fortgerissen von dem Sturm und Drang der Handlung, reißt auch den Leser fort.

So war Thiers in den Dienst des Julikönigthums getreten. Sein Wirken, zuerst als Minister, später als einflussreiches Kammermitglied, immer als Redner ersten Ranges, ließe sich nur dann völlig verstehen, wenn man den Hintergrund, die Leidensgeschichte jenes Königthums selbst, hier zeichnen könnte; — das ist unmöglich.

Aber erinnern müssen wir an die dornenvollen Bahnen, die Louis Philipp in den achtzehn Jahren seiner Regierung zu gehen hatte — vielleicht der schlagendste Beweis der Geschichte für die Wahrheit, daß eine entwurzelte Monarchie wieder aufzurichten die schwerste aller Gründungen ist, und daß Autorität und Pietät sich nicht improvisiren lassen. Es war ein ununterbrochener Kampf der Ordnung und geistlichen Freiheit gegen Anarchie und Verschwörung. Fort und fort rekrutirten sich die geheimen Gesellschaften aus den natürlichen Gegnern der neuen Ordnung der Dinge, der legitimistischen, bonapartistischen, republikanischen Opposition. Nicht weniger als vierzehn Attentate hatte das Leben des Monarchen zu überleben; ungekämpft war er ein Gegenstand des Hohns und der Verleumdung der Presse, die Zielscheibe zahlloser Karikaturen. Und doch hat Frankreich nie eine freiere Periode erlebt. Wohl scharten sich die ersten politischen Talente des Landes um den neuen Thron und mühten sich in der Sisyphusarbeit ab, ihn zu besetzen und die Freiheit durch die staatliche Ordnung zu regeln. So der kraftvolle und selbstherrliche Casimir Perier, so die Männer der Grundzüge, die Doktrinärs, politische Schüler Royer Collards, der makellose und kenntnißreiche Herzog von Broglie, der gewissenhafte und gelehrte Guizot, der wie Thiers seinen staatsmännischen Ruf durch den Glanz des Autoritums hob. Aber diese Männer hatten nicht bloß mit widerstrebenden Volkskräften und Parteigegegnern zu kämpfen, der König selbst, der sich das Joch des (schon im „National“ ausgesprochenen) Thiers'schen gesügelteren Wortes: „le roi règne et ne gouverne pas“ keineswegs wollte überwerfen lassen, ward oft ein nicht minder lästiger Demmischuh. Klug, argwöhnisch gegen

bevorzugt Intrigue was er schloß sich Genannt immer n der Verredner fi borenen emporkon seinem G Begner zweifeln zogen Grund, d heit gege so doch te Er wollt eines pa breiten A 1789, w Mirabeau Ordnung tung sch gejeten d tate unter Juliodon aufsen se leitenden ohne Gl hatten di und desse vor allen kommende Daher se drohender Schweis,

Zur hstitutionel Oprens, d siche Einu Werk, wo des Liber suchte, je nister ein Thiers' irden ei Frankreich Dynastie. (Februar Intervent Carlos. Widerstan

Thie dem Stu Kabinet's Ton höre faires d festigung 1833 von seinen Br mehr eins Dahin ric Politik in vinismus seinem Na ihrer Sta Aber auch geforderter Souverän in das P Opposition

bevormundende Minister, eifersüchtig auf seine Stellung, zur Intrigue geneigt, arbeitete er manchmal heimlich gegen das, was er öffentlich hatte gut heißen müssen. Auch Thiers selbst schloß sich jenen Staatsmännern an, er, der vielleicht alle die Genannten an politischem Erfahrungsgeiste, an dem Reichthum immer neuer Auskünfte und Mittel für die Ziele und Zwecke der Verwaltung übertraf. Er besaß als Minister und Kammerredner freilich nicht die Würde und ruhige Gelassenheit des geborenen Aristokraten, er behielt noch lange die Unruhe des emporkommenden Strebers. Seinem Talent ließ man bald, seinem Charakter nicht immer Gerechtigkeit widerfahren. Die Gegner sahen nur den Ehrgeizigen, ja den Geldgierigen. Man zweifelte sogar — und was heißt das in den Augen der Franzosen — an seinem persönlichen Muth. Das letztere ohne allen Grund, denn Thiers hat zweifellose Proben größter Unerfrockenheit gegeben. Auch war der Ehrgeiz, wenigleich eine starke, so doch keineswegs die Haupttriebfeder seines politischen Wirkens. Er wollte Ordnung und Freiheit, die Freiheit und den Ruhm eines parlamentarischen Frankreichs, das Königthum auf der breiten Basis der Volkssouveränität; er wollte die Ideen von 1789, wie sie vor allen sein großer provencalischer Landsmann Mirabeau vertreten hatte. Er besaß den Staatsinn, der die Ordnung unter allen Umständen festhalten und dem Gesetz Achtung schenken will. Selbst vor den unpopulären Septembergelegen des Jahres 1835, die nach Fieschis grauenvollem Attentat unter anderem die Pressfreiheit fast auf das Niveau der Juliodonnanzen herabsetzten, schreckte er nicht zurück. Und nach außen sollte Frankreich möglichst wieder die alte Rolle des leitenden Staates übernehmen. Er kannte seine Franzosen, die ohne Gloire neben der Liberté nicht leben können. Auch hier hatten die Minister mit der persönlichen Politik des Königs und dessen dynastischer Selbstsucht zu kämpfen. Dieser wollte vor allem Befestigung seiner Dynastie, die ohne das entgegenkommende Vertrauen der übrigen Großmächte undenkbar war. Daher seine fast unbedingte Friedenspolitik trotz der kriegsdrohenden Fragen in Polen, Italien, Belgien, Spanien, der Schweiz, dem Orient.

Immer mehr bildete sich ein Gegenatz zwischen dem konstitutionellen Westen und den drei altkonservativen Höfen des Ostens, den Staaten der heiligen Allianz heraus. Das „herzliche Einvernehmen“ (entente cordiale) mit England, Talleyrands Werk, war der Anfang dieser Gruppenbildung, die im Sinne des Liberalismus nach außen zu wirken suchte. Der König aber suchte, je länger je mehr, auch hinter dem Rücken seiner Minister eine Anlehnung an die sogenannten absolutistischen Höfe. Thiers lebte ganz in der bezeichneten Richtung, energischer als irgend ein anderer Minister des Auswärtigen. Ihm stand Frankreichs europäische Nachstellung über den Interessen der Dynastie. Schon während seiner ersten Ministerpräsidentschaft (Februar bis August 1836) betrieb er eine bewaffnete spanische Intervention zu Gunsten der liberalen Königin gegen Don Carlos. In der ersten Stunde scheiterte der Plan an dem Widerstande des Königs.

Thiers nahm seinen Abschied, um im Frühjahr 1840 nach dem Sturz des Ministeriums Mole wieder an die Spitze des Kabinetts zu treten. Bald ließ sich von neuem der kriegerische Ton hören. Die Einholung der Nische des großen Soldatenkaisers durch den vollstündlichsten Sohn des Königs, die Befestigung von Paris, recht eigentlich Thiers Werk, und schon 1833 von ihm geplant, waren die einleitenden Schritte. Es gab keinen Punkt der auswärtigen Politik, worin sich alle Parteien mehr eins wußten, als in dem Rufe nach der Rheingrenze. Dahin richtete Thiers nach der Niederlage der französischen Politik in der Orientfrage die Augen der Nation. Der Chauvinismus ist nicht von heute und gestern, er bestand lange vor seinem Namen, er ist ein Erbübel der großen Nation, das jeder ihrer Staatsmänner wie eine einzulösende Schuld übernimmt. Aber auch hier trat des Königs Veto der vom Ministerium geforderten Kriegsrüstung entgegen, und Thiers, ohnehin dem Souverän wegen seiner Eigenmacht unbecquem, trat abermals in das Privatleben zurück, in der Kammer auf die Seite der Opposition gegen das langjährige Ministerium Guizot. Er schien

der Mann des Tages zur Zeit der Februarrevolution 1848. Von seinem Schilde gedeckt, glaubte der König sich anfangs halten zu können. Da sich das als unmöglich erwies, rieth auch Thiers zur Thronentsagung, bereit, die Regentchaft der Herzogin von Orleans zu stützen. Aber wie mit einem Schwann wurde diese episodische Dynastie von der Tafel der Geschichte weggesetzt, die Republik proklamirt. Thiers nahm unter den Konservativen, den sogenannten Burggrafen, Theil an der Nationalversammlung, noch immer an eine Herstellung des Hauses Orleans glaubend. Das zweite Kaiserthum kam, das für Thiers, der von Anfang an in dem Reffen keine Wiederkehr des Dinkels sah, keinen Platz hatte. Louis Napoleon ließ diesen gefährlichsten Gegner am Tage des Staatsstreichs verhaften, ins Ausland verweisen. Zurückgekehrt, trat Thiers erst 1863 in den gesetzgebenden Körper. Die tiefe Noth seines Landes fand den Greis 1871 rathend, helfend, rettend, was zu retten war.

Seine in aller Gedächtniß lebenden Thaten bedürfen hier keiner Aufzählung. Es schien eine zweite Jugend über den Alten gekommen zu sein. Auf eigene Hand suchte er im September 1870 die Intervention der großen Höfe nach, unterhandelte im Oktober über einen Waffenstillstand, wurde im Februar 1871 Haupt der vollziehenden Gewalt der Republik und unterzeichnete im April die Friedenspräliminarien zu Versailles. Die Zerstörungen der Pariser Commune trafen auch sein Wohnhaus an dem Platz St. Georges, das der Staat wieder herstellte. Im August 1871 ernannte ihn die Republik zu ihrem verantwortlichen Präsidenten. Sein Wirken in dieser höchsten Stelle, die das Vaterland zu vergeben hatte, im Interesse der Wiederaufrichtung des Staates kann an die staatsmännische Arbeit des Freiherrn vom Stein in dem gesunkenen Preußen von 1807 bis 1809 erinnern. Er ward der Befreier des Landes, der Hersteller des zerrütteten Staates. Im Mai 1874 trat er von diesem Amte zurück, um seitdem in literarischer Ruhe, aber auch dann das Drakel seiner Partei, seine Stunde abzuwarten. An der Republik, „der Partei Frankreichs“, hat er festgehalten trotz seiner staatsmännischen Antecedenzen. Man wird doch glauben müssen: aus Ueberzeugung, nicht aus Selbstsucht. Auch wenn sein bekanntes Wort, Frankreich habe nur einen Thron zu vergeben, und drei Präzidenten, und schon darum sei die Republik die einzig übrigbleibende und mögliche Staatsform, nicht ganz stichhaltig ist. Denn genau so lagen, äußerlich wenigstens, die Verhältnisse in den Julitagen 1830. Aber interessant ist der Kreislauf seines politischen Denkens und Lebens. Seine Jugend wie sein Alter ist republikanisch; damals war es der enthusiastische und optimistische Traum einer erfahrungslosen Jugend, am Lebensabend die Resignation des pessimistischen Alters, gewiß ohne Glauben an die dauernde Lebenskraft einer französischen Republik. — Thiers zweite große literarische Arbeit, die händereiche Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches, ein Zeugniß seiner Ruhe nach seinem letzten Ministerium unter Louis Philipp, schloß sich als natürliche Fortsetzung unmittelbar an die Revolutionsgeschichte an. Es ist das ungleich reifere Werk, reich an glänzenden Portrien, überall von der gewachsenen staatsmännischen Erfahrung zeugend. Meisterhaft z. B. werden die gesetzgeberischen Akte des Kaiserreiches behandelt. Ueberall die Farbe des Lebens und der Praxis. Es ist die Apologie des französischen Kriegsrühms. Klassische Schlachtenbilder, meist auf der Selbstschau des Terrains ruhend, wie das von Marengo, Austerlitz u. a., wo Thiers in seinem Elemente ist, sprechen von den militärischen Neigungen und der strategischen wie taktischen Einsicht des Autors, deren er sich nicht ohne Selbstgefälligkeit bewußt war, die ihm ein Admiral noch an seinem Grabe nachrühmte. Freilich werden sie dem Gegner keineswegs überall gerecht. Denn einseitig ist auch dies Werk durch und durch. Die Kritik erreicht in der Regel nur dann den Kaiser, wenn er über jedes vernünftige Maß hinaus eine unhaltbare Welt Herrschaft aufstrebte oder der Verbindung des Ruhms mit der Freiheit widerstrebt.

Was aber der Unterjocher gegen die übrigen Völker des Welttheils getrevelt, das erscheint im ganzen als der natürliche Ausdruck französischer Ueberlegenheit und des übertragenden

Genius seines Herrschers. Seine Tyrannei im Innern wird dem Imperator verziehen, weil er die alte Gesellschaft zerstört und eine neue unter dem Schutz seines Degens (à l'abri de son épée) auf demokratischer Grundlage geschaffen. „Il venait,“ heißt es schon am Schluß der Revolutionsgeschichte, „sous les formes monarchiques continuer la révolution dans le monde,“ und, sagt der Historiker hinzu: „la liberté devait venir un jour“. In diesen Worten liegt der Kern seiner Auffassung jener Zeiten, eine Ansicht von dem Doppelbedürfnis seiner Nation nach innerer und äußerer Bewegung.

Und mit diesen seinen Verdiensten als Geschichtsschreiber ist der Kreis seiner Bildungsinteressen keineswegs ganz umschrieben. Thiers war ein nicht gewöhnlicher Kunstsammler und Kunstkenner, ja er trug sich am späten Abend seines Lebens mit dem Plan eines kunstgeschichtlichen Werkes. Gewiß eine ganz seltene Anhäufung von Talenten, vielleicht einzigartig in unserer Zeit. Und es ist nur echt französisch, daß er wie in seinem öffentlichen Handeln, so auch in seinen Studien durchaus von Frankreich als dem Mittelpunkt beider ausgeht. Die univervelle Wissenschaft, wie sie der deutsche Geist kennt und pflegt, ist eben nicht französisch.

Und unterstützt wurden diese seltene Gaben des Handbels und der geistigen Produktion durch die gleichfalls ungewöhnliche Ausstattung zum persönlichen Verkehr, zur Konversation des Salons, bei unsern Nachbarn jenseits der Vogesen der unentbehrlichen Ergänzung des öffentlichen Lebens. Auch hier verließ den kleinen Mann mit der großen Brille, mit dem unehöhen Neuhern, den uneleganten Manieren nie jene Heiterkeit des Geistes, die schon Voltaire vor allem dem französischen Staatsmanne anwünscht, nie die unverwundliche Aufgelegtheit, die lieber selbst spricht, als andere zu Wort kommen läßt.

Deutschland nimmt heute zu dem Verstorbenen geradezu eine umgekehrte Stellung ein, als vor drei bis vier Jahrzehnten, und nicht bloß darum, weil der Tod verjöhnt. Damals sah es in Thiers den dreisten Gegner seiner nationalen Wünsche, seines gesicherten Besitzes. In und nach dem großen Kriege von 1870 und 1871 hat es den klugen und ehrlichen Staatsmann achten gelernt. Hat das Vertrauen zu ihm Wel-

fort für Frankreich retten helfen, so hat sein Geschick auch die Erfüllung der Friedensbedingungen zu überraschend schnellem Ende geführt. Deutschland hat keinen Grund zu großen, es ist frei genug, bei aller Kritik anzuerkennen, wenn es auch eine ausgleichende Nemesis darin erkennt, daß dieselbe Hand, die 1840 sich listern nach der Rheingrenze ausstreckte, 1871 den Vorfrieden mit dem Opfer von Elsaß-Lothringen unterzeichnen mußte. Möglich, daß er, wie er ein geschworener Feind der Einheit Italiens und ein Verteidiger der weltlichen Pappsherrschaft war und blieb, auch die deutsche Einheit trotz unserer robusten Kraftbethätigung nur als eine geschichtliche Episode ansah. Auch der Größte ist ein Sohn seines Volkes und seiner Zeit, und französischer Ruhm nährt sich gern von deutscher Zwietracht.

Und Frankreich? — Es wird seinen größten Staatsmann, nach Menschenurtheil den Mann der Lage, in den heranbrechenden Stürmen schwer vermissen. Allerdings — Persönlichkeiten wechseln, nur Ideen dauern; aber wenn diese zum Handeln drängen, so sind ihre persönlichen Träger unentbehrlich, unerlässlich. Um so rascher vielleicht werden sich die Geschehnisse erfüllen! Thiers war eine vermittelnde, keine gewalttätige Natur. Fehlt es an solchen die starken Gegensätze verführenden Kräften, so stoßen die Gegensätze selbst auf einander. Ob dann die Leidenschaften der Massen oder die Staatsstreiche der einzelnen die Oberhand behalten werden, das ist das Räthsel der Zukunft.

Diese Sätze waren geschrieben und gedruckt, als das nachgelassene Manifest von Thiers, auch eine Stimme „l'outrecotombe“, erschien. Es enthält die Summe seines öffentlichen Lebens, und ist eben sowohl zu Wort kommen läßt. seinen Wirkens wie ein Programm der Zukunft, ja eine Wandsfadel in die hoch aufgeschichteten Zündstoffe der Gegenwart. Der Alte kämpft noch fort mit seinen Stichworten „nationale Souveränität, Republik, Freiheit, strengste Beachtung der Gesetze, Kultusfreiheit, Friede“, und an dem Regime des Augenblicks werden diese Fiebe nicht ungefüßt und ohne Folgen abprallen. Es sind Worte, die sich leicht in Thaten umsetzen können.

Am Familientische.

Zeichen der Zeit in Konstantinopel.

Der Sultan gab ein Diner zur Feier der Aufnahme eines Prinzen in den Islam und hatte dazu das diplomatische Corps eingeladen. Da diese Feier echt türkisch ist, so gab man uns auch ein echt türkisches Diner, natürlich ohne Messer und Gabeln und ohne Wein. Den Anfang der zahllosen Schüsseln machte ein gebratenes Lamm, inwendig mit Reis und Kirschen gefüllt. Jeder riß sich ein Stück ab und langte mit den Fingern hinein; dann folgte Helwa, eine süße Mehlspeise mit Honig, dann wieder Braten und ein süßes Gericht, bald warm, bald kalt, bald sauer, bald süß. Jede einzelne Schüssel war vorzüglich, die ganze Combination aber für einen europäischen Magen schwer begreiflich, und das alles ohne Wein. Das Eis wurde in der Mitte der Mahlzeit gegeben; endlich forderten wir dringend den Willau, welcher stets den Reichthum der Mahlzeit macht. Dann wurde noch eine Schüssel Wuschaff oder ein Aufguss auf Obst auf die Tafel gebracht, an der wir aßen, und mit Köffeln geleert. Vor und nach der Mahlzeit wäscht man sich. Es sah sehr positiv aus, die Diplomaten in geübten europäischen Uniformen an einer solchen Tafel zu erblicken. Man band jedem ein langes gesticktes Tuch um den Hals, als ob er darbit werden sollte und überließ ihn dann seinem Schicksal.

Diese Schilderung der Tafel des Sultans stammt aus dem Jahre 1836, und der sie niederschrieb, ist kein geringerer Gewährsmann als Feldmarschall Moltke. Wir wiederholen diese Beschreibung hier, nicht nur weil sie an und für sich interessant ist, sondern auch, um neben ihr den Gegenlag des heutigen türkischen Hoflebens zu konstatiren. Denn so viel sich auch das Altürkenthum sträuben und wehren mag, seine Stunde hat geschlagen und unaufhaltsam dringt zu allen Poren ihm das abendländische Wesen in Haus und Hof, in die Familie, nur nicht in den Staat ein, denn so lange der Islam und der Koran in der Türkei gelten, wird von europäischen Reformen in unserem Sinne nie die Rede sein.

In Konstantinopel macht es gegenwärtig ungeheures Aufsehen, daß eine bürgerliche englische Dame, Frau Layard, vom Sultan Abdul Hamid zur großherrlichen Tafel gezogen wurde. Es ist dies ein Ereignis, welches die rechtgläubigen Türken mehr beschäftigt, als die Kämpfe im Schipapasse oder bei Plewna, und die Kritik auf den Straßen und in den Kaffeehäusern Konstantinopels ruht und rastet nicht. An dem Diner nahmen der Sultan, der Großvezier, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sowie eine Anzahl hoher Würdenträger Theil. Frau Layard wurde von ihrem Gemahl, dem britischen Geschäftsträger, eingeführt. Das Essen war vollständig in französischer Weise hergerichtet und der Sultan machte in der lebenswürdigsten

Weise den Wirth. Er selbst trank Scharbet, während für die christlichen Gäste Wein auf der Tafel stand. Se. Majestät erhob sich und schlug vor, das Wohl der Königin von England auszubringen, die sich in so hervorragender Weise der türkischen Vermundeten angenommen und Frau Layard abgesehen habe, damit diese die Banbagen, Charpie &c. vertbeile, eine Aufgabe, welcher diese Dame in vorzüglicher Weise nachgekommen sei.

Wie ein Lauswerk ging die Nachricht von diesem Diner des Sultans in Gegenwart einer christlichen Dame durch die Stadt. Man erinnerte sich, daß die früheren Sultane, die Paris und London besucht hatten, dort wohl neben den Kaiserinnen und Königinnen gesessen hätten — aber in Konstantinopel, im Detail eine europäische Dame an der Tafel des Sultans, das war noch nicht vorgekommen. „Gewiß,“ so tröstete man sich, speiste sie nur im Harem! nicht im Selamluk! — „Nein, nein!“ lautete die positive Kunde, sie aß — o Schreden! — im Selamluk!

Das Harem ist, wie wir erklären müssen, die Abtheilung der Weiber und hier ist ja schon manche europäische Dame gastfreundlich aufgenommen worden; aber im Selamluk, der Männerabtheilung des Harems, und nun gar des großherrlichen Harems, noch nie. Daher der Sturm! In jedem guten türkischen Hause wird in der That des Mittagessen in zwei verschiedenen Zimmern aufgetragen: einmal für den Hausherrn und seine Gäste, dann in einem anderen für die Frauen und Kinder und diese Schwelle darf kein Fremder überschreiten.

Die Rechtgläubigen schütteln die Köpfe. Sollte Abdul Hamid ein Reformler sein? Man weiß, daß er Cigaretten aus der eignen Cigarettasche seinen Gästen bietet, was noch nie ein Sultan that, daß er, was auch noch kein Großherr vor ihm that, mit seinen Ministern in denselben Wagen ausfuhr, daß er gelegentlich die Gräße seiner Unterthanen erwidert und nicht mehr verlangt, daß ihm Begegnende vom Pferde steigen. Noch mehr. Abdul Aziz hatte ein vollgepfropfted Harem — Abdul Hamid hat nur ein Weib. Was soll da aus der Türkei werden? Th. W.

Inhalt: Unser Graf. (Fortsetzung.) Erzählung von Theodor Hermann Pantenius. — Das Koth ist des Königs, der Reiter ist mein. — Bild von J. Gelminski. — Unter der Linde. H. Nieder von Stieker. — Die tscherkessischen Sklavinnen in der Türkei. — Die Muttergotteserscheinungen in Dittrichswalde. Von einem Katholiken. — Thiers. Von D. W. Herbst. Mit Porträt. — Am Familientische: Zeichen der Zeit in Konstantinopel.

Veranstalter: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Paganin-Expedition (Pöschgen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. S. Reuber in Leipzig.

Anders s  
Als die  
Erhat h  
Und k

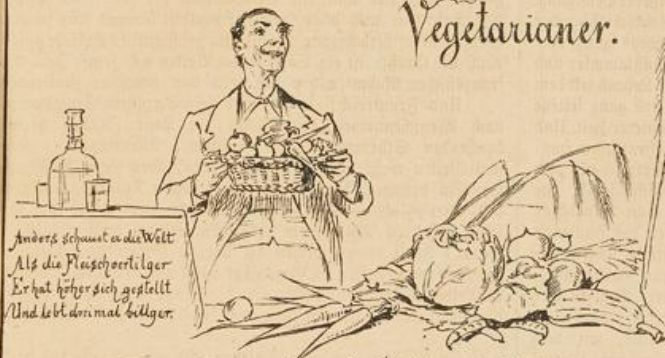
Neues hystorisches Melgled.

Th. W.



# Daheim-Beilage zu No 2. 1878.

Aus dem Verein  
der  
Vegetarianer.



Anders schaut er die Welt  
Als die Fleischesser  
Er hat höher sich gestellt  
Und lebt dort mal billiger.



Im Schatzen der Frucht

und im Banne des Fließendes.



Beim Schälchen Wasser.



Neuest registriertes Mitglied.



Zum täglichen Bedarf.



Früchte thun es allein.



### Zur Chronik des russisch-türkischen Krieges. X.

(In Druck gegeben am 6. Oktober.)

Wir haben zunächst ein kleines Versehen zu berichtigen, welches sich in die letzte Chronik eingeschlichen und das, so unbedeutend es ist, doch eigentümlich sinnentstellend wirkt. Es fanden dort zwei Buchstaben einen falschen Platz. Pag 845 ist nämlich gesagt, daß die beiden kämpfenden Armeen darin eine fenserebare Uebereinstimmung erworben hätten, daß sie in der vorbereiteten Defensivoffensive jedesmal unglücklich gewesen seien, bei Offensivunternehmungen hingegen glücklich, während es umgekehrt heißen sollte.

Wie gering sich zum Erkennen Europas der offensiv Gehalt der russischen Armeen erwiesen hat, legen wir früher dar. Sie nahm mit Gurofs Zug über den südlich bewandten Balkan einen vollständigen Anlauf, erwies sich aber keineswegs als nachhaltig und beschränkte sich nach den ersten unglücklichen Kämpfen schnell auf die Vertheidigung des bis dahin gewonnenen Terrains. Welche inneren Mängel in der Natur, der Organisation und der Bewaffnung der russischen Truppen bei diesem wenig günstigen Grabschritt mitgeteilt haben, werden wir später eingehend beleuchten, wenn der Winter in den Gang der Operationen eine Pause bringt.

Als Suleymans Angriffe auf den Schipatsch begonnen, und es schien, wie wenn dieselben bei der unerschöpflichen Zähigkeit von Führer und Soldaten am Ende doch gelingen sollten, frohlodten die Turkoophilen von ganz Europa darüber, daß die türkische Armee sich gerade in dem Punkte befinde, in welchem ihre Gegner sich eben schwach gezeigt.

Es lag darin eine große Uebersehung, welche sich schon heute deutlich erkennen läßt, wo man den inneren Zusammenhang der türkischen Operationen klarer vor Augen hat.

Die Gesichte am Schipatsch bei Jaskar am 22., 23. und 26. August, bei Karahassankioj am 30., bei Belusar vor Plewna am 31. August, bei Kaceljewo am 5. und 6. September, bei Cerfowna am 21. sind unstreitig die Momente eines zusammenhängenden türkischen Operationsplanes, der nur bruchstückweise und sehr unvollkommen zur Ausführung gelang ist. Mittlerweile hat er durch den freiwilligen Rückzug Mehemed Alis an den Kara-Kom und das Aufgeben seiner Versuche, die untere Jantra zu erreichen, einen vorläufigen Abschluß gefunden. Türkische Siegesberichte liehen die Armee wiederholt vor Bjela eingetroffen sein. Sie verriethen, was man ursprünglich gemollt und erwartet.

Mehemed Ali hat bei seinen Operationen am Kom unstreitig großes Geschick gezeigt und sich hohes Verdienst erworben. Dennoch ist es sicherlich nicht sein erster Gedanke gewesen, so, wie es nachher wirklich geschah, vorzugehen. Die Lage der Gefechtsfelder von Jaskar, Karahassankioj, und Kaceljewo\*) zeigt, wie er, durch die Umstände gezwungen, sich immer mehr und mehr nordwärts schob. Ursprünglich war es jedenfalls seine Absicht, einen concentrirten Vorstoß gegen die bei Tirnowa weit hinaus geleitete und stark exponirte russische Südarmee zu führen.

Am 15. und 16. August drang Suleyman Pascha bekanntlich aus dem Tundzathale in den Sam Boghas und Celenasch ein. Ueber Behrowa stand ihm damals die Verbindung mit Mehemed Ali offen. Prophetische Correspondenten betrachteten die Vereinigung schon als vollzogen. Freilich hätte diese am 20. August, als Mehemed Ali seine ersten Demonstrationen von Osmanbasar her gegen Tirnowa einschickte, ausgeführt sein und die gemeinsame Operation beider Armeen gegen die alte Bulgarenhauptstadt beginnen können.

Ein solches Verfahren lag am nächsten. Es ergab sich durch die Position, die Schwäche der russischen Truppen bei Tirnowa, Selwi und in den Balkanpässen, sowie durch die Schwierigkeit und Ausdehnung des von ihnen zu vertheidigenden Terrains eigentlich von selbst. Unstreitig verisprach es am ehesten Erfolg. Die Ueberlegenheit auf türkischer Seite wäre eine erdrückende gewesen. Die vor Plewna stehenden russischen Corps waren durch Osman Pascha gebunden. Wenn der Großfürst-Thronfolger, der die lange Front Russlands-Tirnowa mit dem 12. und 13. Corps deckte, den Angegriffenen wirksame Hülfe hätte bringen wollen, so würde er jene Linie, die russischen Verbindungen zur Donau, die Brücken von Burgos und Sistowa, sowie das kaiserliche Hauptquartier eine Zeit lang jedes irgend sicheren Schutzes haben berauben müssen. Und doch wäre er bei den zurückgelegenden Entfernungen vorausichtlich zu spät gekommen.

Allein Suleyman Paschas plötzliches Abspringen von seiner ersten Marschrichtung und seine bei Freund und Feind unvermutheten Frontalangriffe auf den Schipatsch kreuzten diese ersten Pläne vollständig, während sie zugleich die besten Kräfte der Balkanarmee in fruchtlosen blutigen Angriffen verschlehten. Sie bezeichnen den entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklung der türkischen Offensive. Welche Motive sie herbeiführten, wird vielleicht nie, oder erst sehr spät bekannt werden. Die Berichte vom Kriegsschauplatz helfen darüber die verschiedensten Hypothesen auf. Nach den einen wollte Suleymans Stolz sich Mehemed Ali nicht fügen, — jener, der noch vor Kurzem in Montenegro des letzteren Oberbefehlshaber war, nun nicht direkt unter ihm commandiren. Nach anderen sind eigenmächtige direkte Befehle aus Constantinopel die Ursache gewesen. Beides ist möglich. Auch in den ersten Tagen

Augenblicken haben kein persönliche Beweggründe niemals ganz geschwiegen, sondern sich bewegt oder unbewusst zum Schaden der Sache geltend gemacht. Gar zu leicht betrügen auch sonst bedeutende Naturen in solchem Falle sich selbst und spiegelten sich vor, es sei durch die Umstände erfordert, was doch nur Wunsch ihres eigenen Ehrgeizes war.

Daß die Unterstützung, welche Suleyman Pascha am 21., 22. und 23. August von den Flanten her fand,\*) nur eine geringe gewesen, ist bei der Ueberausnahme, in welche er seine Mittelehren selbst verlegt haben mag, nur allzu natürlich.

Mehemed Ali aber, holt, auf die eigenen Kräfte angewiesen, scheint die nun mangelnde Hülfe seines Angriffs durch die Stänheit der Angriffsrichtung haben ersetzen zu wollen. Er wendete sich weiter nordwärts und rief am 30. August, wie bekannt, bei Karahassankioj die Avantgarde des 13. russischen Corps über den Kom. Dies Unternehmen fand, entweder in Folge seiner eigenen Mämannen, oder höherer Einwirkung, durch Suleymans erneute Versuche und durch Osman Paschas Angriff vom 31. August einige Unterstützung. Doch erfolgte dieselbe in zu großer Ferne und auch nicht kräftig genug, um wirksam zu werden. Bei Gagozsa fanden ihn nach dem Geschick erhebliche Kräfte des Feindes gegenüber, die der Kanonendonner von Karahassankioj zusammenzurufen, und der frontale Angriff vor nicht mehr rathfam. So kam es, daß Mehemed nach einer Pause von mehreren Tagen sich nochmals weiter nordwärts, den Kom am rechten Ufer hinab, vorwärts. Bis zum 5. September leitete er eine Etappe von 3 Reiten perud und erschien an diesem Tage vor Kaceljewo.

Dort hatte bislang eine Division des 13. Armeecorps, die 35., gestanden. Auch sie aber scheint nach Gagozsa abgerückt zu sein; denn am 5. September vertheidigte ein Theil der zum 12. Corps gehörigen 33. Division\*\*) den Ort. Die türkische Division Redif Pascha nahm, wie bei Karahassankioj, die Avantgarde der Armee. Sie entwickelte sich in der Stärke von 15 Bataillonen, 18 Escadrons, 22 Geschützen gegen 5 russische Batterien. Nach heftigem Gefechte gelang es den Türken Kaceljewo zu nehmen und die Vertheidiger in das Thal des Kom hinabzubringen. Jenseits desselben bei Stria und Ablawa fanden diese zwar von Truppen der eigenen und der 35. Division Aufnahme, sie konnten sich indessen auch dort nicht behaupten. Am 6. September fiel auch das linke Ufer des schwarzen Kom den Türken in die Hände und die Russen traten nunmehr ihren Rückzug über Banita gegen Bjela an, wobei der Großfürst-Thronfolger seine Armeetheilung in Eile concentrirte.

Am die noch vor Russisch stehenden Detachements des 12. Armeecorps festzuhalten und seine Gegner über die eigenen Absichten zu täuschen, hatte Mehemed Ali die Absicht, welche am 4. September, am Tage vor dem Gefechte von Kaceljewo ausgeführt wurde. Es kam dort zu einem bedeutungslosen Treffen, während dessen das Dorf genommen und wieder genommen wurde.

Nach während der Action, am 5. September Nachmittags um 4 Uhr hatte Muschir Mehemed Ali sein Hauptquartier in Kaceljewo selbst gewählt. Nach und nach führte er seine ganze Armee auf das linke Ufer des schwarzen Kom in die Linie Stria Ablawa Opala, in der sie wider Erwarten stehen blieb und sich verhielt. Abermals kam in den türkischen Offensivzug ein Halt, welcher dem Feinde die ihm noch dringende notwendige Zeit gewährte.

Dem nächsten Blide erschien Mehemed Alis Vordringen über Kaceljewo weit gefährlicher, als wenn er sich gegen Tirnowa gewendet hätte. Dort würde er nur ein Drittel der Invasionarmee bedroht haben. Hier, glaubte man, könne er allen Theilen derselben eine Katastrophe bereiten. Schon meldeten Depeschen aus Schumla frohlodend: „Mehemed Ali steht zwischen den Russen und der Donau.“ Eine ungeheure in ganz Europa verbreitete Sensation war die Folge davon. Thatächlich aber lehten seine Operationen mit dem weiteren Ausbolen nach Norden ins ruhige Fahrwasser hinüber. Sie gestalteten sich zur einfachen Bedrohung. Bei Bjela ist die Jantra schon eine ganz andere Vertheidigungslinie, als bei Tirnowa. Dann aber wurde den Russen dort die Versammlung ihrer Armee, sowie das Besorntehen der nahenden Verstärkungen weit leichter, als zwei starke Märsche weiter südlich.

Nur, wenn der türkische Generalstabschef in unausgesetztem Vormarsche hätte bleiben und sich schnell mit gleichem Geschetzen mitten in die verstreuteten Truppenabtheilungen des Großfürsten Thronfolgers hinein werfen können, wäre ein entscheidender Erfolg möglich gewesen. Dergleichen aber führt man mit türkischen Truppen nicht aus. Sie müßten dazu doppelt und dreifach so tüchtig und beweglich sein. Mit Mollers Schnelligkeit und Mollers Stänheit möchte man sie nur zwingen. Ganz zu Unrecht ist Muschir Mehemed Ali wegen seines Jögerns und seiner Vorsicht getadelt worden. Er kennt eben keine Leute.

Drei nachtheilige Gefechte hatten dazu gehört, den Czarenitsch auf die



Der Kriegsschauplatz zwischen Bjela und Eski Dünya.

Mehemed Ali der Festungobefahung, sowie seinen noch bei Rasgrad verbliebenen Truppen eine Demonstration gegen Kadifioj besetzten, welche am 4. September, am Tage vor dem Gefechte von Kaceljewo ausgeführt wurde. Es kam dort zu einem bedeutungslosen Treffen, während dessen das Dorf genommen und wieder genommen wurde.

Nach während der Action, am 5. September Nachmittags um 4 Uhr hatte Muschir Mehemed Ali sein Hauptquartier in Kaceljewo selbst gewählt. Nach und nach führte er seine ganze Armee auf das linke Ufer des schwarzen Kom in die Linie Stria Ablawa Opala, in der sie wider Erwarten stehen blieb und sich verhielt. Abermals kam in den türkischen Offensivzug ein Halt, welcher dem Feinde die ihm noch dringende notwendige Zeit gewährte.

Dem nächsten Blide erschien Mehemed Alis Vordringen über Kaceljewo weit gefährlicher, als wenn er sich gegen Tirnowa gewendet hätte. Dort würde er nur ein Drittel der Invasionarmee bedroht haben. Hier, glaubte man, könne er allen Theilen derselben eine Katastrophe bereiten. Schon meldeten Depeschen aus Schumla frohlodend: „Mehemed Ali steht zwischen den Russen und der Donau.“ Eine ungeheure in ganz Europa verbreitete Sensation war die Folge davon. Thatächlich aber lehten seine Operationen mit dem weiteren Ausbolen nach Norden ins ruhige Fahrwasser hinüber. Sie gestalteten sich zur einfachen Bedrohung. Bei Bjela ist die Jantra schon eine ganz andere Vertheidigungslinie, als bei Tirnowa. Dann aber wurde den Russen dort die Versammlung ihrer Armee, sowie das Besorntehen der nahenden Verstärkungen weit leichter, als zwei starke Märsche weiter südlich.

Nur, wenn der türkische Generalstabschef in unausgesetztem Vormarsche hätte bleiben und sich schnell mit gleichem Geschetzen mitten in die verstreuteten Truppenabtheilungen des Großfürsten Thronfolgers hinein werfen können, wäre ein entscheidender Erfolg möglich gewesen. Dergleichen aber führt man mit türkischen Truppen nicht aus. Sie müßten dazu doppelt und dreifach so tüchtig und beweglich sein. Mit Mollers Schnelligkeit und Mollers Stänheit möchte man sie nur zwingen. Ganz zu Unrecht ist Muschir Mehemed Ali wegen seines Jögerns und seiner Vorsicht getadelt worden. Er kennt eben keine Leute.

Drei nachtheilige Gefechte hatten dazu gehört, den Czarenitsch auf die

\*) Die Aufstellung der russischen Truppen auf der gegen Mehemed Ali um jene Zeit geschickten Armee ist aus der in No. 49 des „Dabium“ gegebenen Karte ersichtlich.

\*) Siehe die Chronik des russisch-türkischen Krieges IX. in No. 51. \*\*) Reumendantur dieser Division in Constantinopel am 2. September.

Gefahr seine hat, hätte er den Schil gelang es de vorgehalten Doch waren vollendet. Schen von scharter vorüber. schauplatz de Auch den bazar und G Al, mit Fu am 21. Sep feindlichen eine starke Feuerschiff hinter den b Auch d Kom einen Gegner zu ein zweites Der G Benennung mit den ihr keine große er bath, das geatbungen ren, schichten Das k Schon, Selbst heler Armees vor jedenregimen garten eint die 2. Inf 3. Division und nach e Berden, 6 Corps auf dominierende Mann — o Kampf, m verdiente den Soldate starrt, veru allein verge Dies G die für sie nicht hinre Am 6. 22 schwere \*) Nach a in Selw Kaufman \*) N \*) Teher 21000 \*) Diei Jugbay in Bjela \*) Be Atilla, \*) Bartine \*) Diei \*) Vollst \*) Separat \*) Ostrer \*) Aufgich \*) Holz \*) mit ver \*) Bazo \*) Kautsch

Gefahr seiner früheren Lage aufmerksam zu machen. Was er nach Kaceljewo that, hatte er schon nach Kasar, 14 Tage früher thun sollen; zur entscheidenden Schlacht seine Kräfte vereinigen. Noch einmal, am 14. September, gelang es den Türken bei Elnankij neue partielle Erfolge über eine weit vorgeschobene und isolirte Abtheilung vom 12. russischen Corps zu erringen. Doch waren die Bewegungen der Vertheidiger im wesentlichen nun schon vollendet. Die Armee des Kronprinzen stand vorwärts Bjala auf den letzten Höhen von Gornij Monastir, einem großen wüsten Felsenfelsenort, in vortheilhafter Position zur Schlacht bereit. Die Stunde der Ueberwachung war vorüber. Bald danach trafen an der Jantra die Spitzen des auf den Kriegsschauplatz berufenen Gardekorps ein.

Auch das 11. russische Corps, welches bis dahin Titrowa gegen Osmanbasar und Ost Dzinna gesichert, rückte nordwärts heran. Als Mehemed Ali, mit Zug und Recht jeden Angriff gegen die starke russische Front scheuend, am 21. September von seinem linken Flügel bei Terconna aus versuchte, den feindlichen rechten zu umfassen, traf er auf den Höhen von Gaitchij schon eine starke Brigade jenes Corps. Nach lebhafter Kanonade und ergebnislosem Feuergefecht brach er den Kampf ab und ging in seine alten Stellungen hinter den Banida vom zurück.

Auch diese hat er nunmehr geräumt, um auf dem rechten Ufer des Karavon einen Angriff der sich vor seiner Front mehr und mehr verkräftenden Gegner zu erwarten. Er mag hoffen, dort oder bei Masgrad den Russen ein zweites Wienna zu bereiten.

Der Charakter einer großartigen Demonstration ist damit allen seinen Bewegungen seit dem 20. August verliehen. Doch hat er gethan, was er mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln thun konnte. Gewann er auch seine große Schlacht, die den Feind auf die Donau zurückwarf, so erreichte er doch, daß von der Jantra kein Hügel abmarkirt ist, um an dem dritten genauen Angriff auf Wienna theilzunehmen, der inzwischen, wie die frühesten, höchstere, Wienna hat die Russen eine Armee gefoket.

Das Beispiel bildete die glückliche Begegnung von Kovca.

Schon, als General Fürst Mirski am 21. August meldete, daß seine bei Selsi stehenden Truppen von General Sobolejew mit 1 Infanteriebrigade, 2 Kavallerieregimentern und einigen Batterien dorthin. Von den neu in Bulgarien einmarschirenden Truppen kamen mehr und mehr Verstärkungen dazu, die 2. Infanteriebrigade, Fürst Jerminski, die 1. Brigade, Davidow, der 3. Division, ferner die Sibirienbrigade Dobrowski. Es bildete sich nach und nach ein starkes Corps von angeblich 22000 Mann\*) Infanterie, 1200 Pferden, 64 Geschützen. Am 2. September schon nahm die Avantgarde dieses Corps auf dem rechten Flügel mehrere die türkischen Stellungen von Kovca dominirende Höhen. Tags darauf wurden die Vertheidiger — nur etwa 7000 Mann — offenbar. Bald indessen waren sie gemorfen, und nach heftigem Kampfe, welcher den Siegern über 1000 Mann kostete, wurde auch die stark besetzte Stadt erkrumt. Eila wich die Besatzung wehrtaugs zurück, von den Soldaten verfolgt. Durch irische Truppen, die ihr entgegenkamen, verführt, verurtheilte sie am 4. September den verlornen Posten wiederzunehmen, allein vergeblich. Nach einer Reihe von Schermschlachten wurde sie abgewiesen. Dies Gefecht bedrohte Wienna ernstlich; denn es eröffnete den Russen die für sie wichtigste Angriffsrichtung von Südosten her, welche sie freilich nicht hinreichend ausgenutzt haben.

Am 6. September Abends krachten sie ihre Batterien, darunter auch 22 schwere Geschütze, gegen die türkischen Schanzen in Position. Mit dem

nächsten Morgen begann die Kanonade, welche den allgemeinen Sturm vorbereiten sollte. Der Kaiser und Großfürst Nikolai mit ihren Stäben folgten den Angriffsbewegungen der Truppen. Drei rumänische Divisionen nahmen auf dem rechten Flügel, das 9. und 4. Armeecorps im Centrum, das von Kovca herangerufene Detachement des General Sobolejew auf dem linken Flügel an derselben Theil. Man sagte, es seien 100,000 Mann mit 356 Geschützen versammelt gewesen. Allein es sind dies russische Zahlen, welche man nicht für voll nehmen darf. Sachverständige Augensengen schätzen die Combattanten, die thatsächlich in Reih und Glied standen, auf nur 65,000 Mann. Es bleibt kaum noch ein Zweifel, daß auch dieser Schlag mit viel zu geringen Kräften unternommen wurde. Nur zu bald fehlte es im Kampfe an verfügbaren Reservern, und als der linke Flügel einige Vortheile errang, konnten diese nicht behauptet, geschweige denn ausgenutzt werden.

Der 11. September war der Tag des entscheidenden Infanterieangriffs. Im russischen Hauptquartier hielt man die türkische Artillerie nach vierstündiger furchtbare Kanonade für niedergelämpft, irrte jedoch darin. Lebhaft erwiderte das Geschützfeuer wieder und mischte sich in die wüthende Kistflade. Ein Kampf, der an Uitzigkeit alle früheren übertraf, tobte tagüber um die türkischen Schanzen im Nordosten, Osten und Südosten der Stadt. General Sobolejew nahm einige Redoubten, wiederholte aber sein dringendes Ansuchen um Verstärkungen stets vergeblich. Auf dem rechten Flügel und im Centrum war der Angriff, als der Abend hereinbrannte, völlig abge schlagen. Erst, wie es dunkel geworden, und der Kaiser bereits in das Hauptquartier Kovca zurückgekehrt war, nahm die letzte herangeholte russische Brigade, mit einem rumänischen Bataillon vereint, die große Orivica-Redoute, um welche General Krebener am 30. Juli so hartnäckig und unglücklich gekämpft. fünf demontirte Geschütze, zwei Feldseiden fielen den Sturmenden in die Hand. So wurde wenigstens einem Theile der Truppen gegenüber der Schein des Erfolges geteilt.

In Wahrheit hat die russische-rumänische Armee eine neue große Niederlage erlitten. Denn ein Verlust von 350 Offizieren, 15,500 Mann, wie sie ihn allein am 11. September gekostet, mußte ihre Kraft für geraume Zeit brechen. Das bewies schon der 12., an welchem Tage die Türken offen zu wurden und bis auf die Orivica-Redoute alle verlorenen Werte wiedernahmen.

Noch melden die offiziellen russischen Depeschen, daß Wienna immer enger eingeschlossen, immer heftiger und mehr Verstärkungen bombardirt werde. Allein wie das zu verstehen ist, hat Fürst Baida am 23. September gezeigt, der mit der Avantgarde des unter Chefet Baida neu gebildeten Aufhärkorps nach letzten Befehlen seinen Einzug in die Stadt hielt, um Fürst Osman Baida Mannschaften, Geschütze, Munition und Proviant zu zuführen.

Thatenlos steht man der Stadt im weiten Halbkreise auf der Ostseite gegenüber, und die Kavallerie allein beobachtet die West- und Südwestseite, sperrt auch die Straße nach Sofia gegen Chefet Baida ab. Geometrische Kanonaden haben mehr den Zweck, den Feind zu kauschen und in Athen zu halten, als ernstlich zu schaden. Vergeblich suchten die Türken in der Nacht vom 17. zum 18. September die Orivica-Redoute zu überumpeln. Mit nicht besserem Erfolge griffen die Rumänen am 18. ein großes derselben gegenüberliegendes Werk der Vertheidiger an.

Im Westlichen blieb trotz der unglücklichen Heftaktionen, welche man dem bei Wienna am 20. und 30. Juli so hart beleidigten Götzen der Waffenehre russischerseits gebracht, Alles beim Alten.

Erh. v. d. Goltz.

\*) Nach anderen Berechnungen auf 16,000 Mann geschätzt.

schließen, d gemacht, Falle sich was das 23. August er Ueber nur allzu scheint die Angriffs warts und wader des Suleymans mit einig auch nicht nendonner er weiteres Wienna zu bereiten. mehreren bedenklich, inab, vor- er leute er urrid und Kaceljewo e Division gstanden. agomo ab- September 12. Corps ort. Die schä nahm, lantange die in der 18 Eskä 5 russische nd einige besetzt ge- zu meh- das Thal Jenietto von fanden r eigenen ahme, sie et nicht be- fiel auch von den die Russen tag über chelkt der Armeeb-

# Daheim-Anzeiger.

**Bis Freitag Abend**  
in Leipzig eintriefende Literate haben Aufnahme in die auf Tage darauf erscheinende Nummer.  
**Nacht! 1001 Nacht!**  
Neue vollständige Ausgabe der berühmten arabischen Erzählungen. Herausgegeben von **König & Herring.** 4 starke Bände. Classic.-Format. Vollständ. Ausgabe. Statt 9 Mark für 3 Mark 75 Pf. In 2 prächtigen rothen Leinwandbänden mit reichster Goldprägung statt 12 M. 50 Pf. für nur 6 M. Zu diesem Preise zu beziehen von jetzigen Verlagsinhaber (2015) **Fr. Eugen Köhler,** Buchhändler in Gera — Untermain.

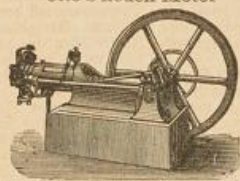
**Curen in Brunnthal (München).**  
Bei Magen, Herz und Unterleiblichen, Schindbrühen, Rheum, Vergrüfung und beginnender Wassers außerordentliche Heilerfolge. Briefe wdhlg. — Anweisung hdt. — **Sofrath Dr. Steinbachers Naturheilkunst Brunnthal (München).** 1894

**Insertionspreis**  
für die viergespaltene Kompatibilität oder deren Raum 60 Pf.

**Heilanstalt für Scrophel- und Hautkrankheiten zu Bad Kreuznach.** (3017) Ankauf: Dr. Schultz.

**Fisch für Magenranke**  
von **Dr. Josef Biel,** Direct. d. Heilanst. für Magenkr. in Zürich. diesem weiterverbreiteten Bude über die diätetische Behandlung der Magenkrankheiten ist bereits die 4. Aufl. ersch. Preis M. 4. Zu bez. d. alle Buchh. od. direct franco vom Verleger **Hans Jeller** in Karlsbad, Böhmen. 1812

**Gasmotorenfabrik Deutz in Deutz bei Köln.**  
Anker auf den Nötigen „Atmosphärischen Gasmotoren, Zuhlen Kagen & Otto“, fabriciren wir



**Otto's neuen Motor**  
Wesige dieser potentirten Gasmotors sind: **Einfache liegende Konstruktion.** Ohne Wasserfundament in allen Stufen beschleunigt, außerordentlich leicht, vollständig geräuschlos. Keine Wartung. — Beringerer Verbrauch. Die Maschinen werden geliefert in Größen von 1/2, 1, 2, 4, 6, 8 und mehr Pferdest. Prospekte gratis. 1896

In Belehrung u. bequemer Unterhaltung für Alt u. Jung bietet kein Ding so viel, als **J. C. Schloesser's**

**Ebonit-Elektrophor**  
für **Schule und Haus.**  
Die Anschaffung dieser neuen elektrischen Apparates in den Gymnasien, Reals- u. Volksschulen wurde bereits von **25 Königl. Preussischen Regierungen** empfohlen und genehmigt. Collection I mit 11 Nebenapparaten u. Buchr. Preis 18 M. Collection II mit 6 beghl. zc. 10 M. Preis 5 M. Porto 50 Pf. Versandt gegen Nachnahme oder Einzahlung des Betrages. **Wiedererhältlicher Rabatt.** **Hainberg i. Br. J. C. Schloesser, Wesen. Inlith.** 1896  
9 1/2 Bld. beiliegen weiß. Zweck für **7 Mark wert. franco p. Post** 1895 **J. F. W. Welp, Cassarich i. Wehl.**

„Diese Ausgabe“ ist unübertrefflich.“ **Jugens Brant,** Professor am Conservatorium zu Wien. 1893  
\*) **Veetoven, Staver, Consten** (3. & 4. Aufl., Leipzig). 4. Aufl., 6 Bde. à M. 1.60; Partituren u. andre Werke. 2 Bde. à M. 1.60.  
**Vollst. Spritzapparate, à 2 M.**  
Bestehen 1. Spritzgeräten à Gest 1 M. 50 Pf. Apparat, 2. Best. 1.20 Bde. Best. 5 M. **Verbreitete Blätter, Karten etc., à 5 Pf.** **Kochbücher, Kochrezepte u. Tabellen à 1 M.**  
**Holzwaaren z. Bemalen u. Bespritzen.**  
**Holzwaaren zum Bemalen** mit verschiedensten Ornamenten, Blumen u. Verzierung zum Malen der Holzwaaren. Preisverzeichnisse gr. u. kl. **Wiedererh. Rab.** **Kunsthandl. v. J. Nosroschewitz, Leipzig.**



# Beilage zum Daheim.

Inserionspreis für die vierteljährliche Nonpareilgröße oder deren Raum 60 Pf.

XIV. Jahrgang. (Ausgegeben am) Daheim-Anzeiger. 20. Oktober 1877. 1878. No. 3.

## Reinigung der Zimmerluft durch Felix Gruner's Patent-Ozon-Apparat,

geprüft von Sr. Excellenz Dr. v. Lauer, Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland, Sr. Excellenz Dr. Karell, Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers von Russland, dem ärztlichen Verein in Frankfurt a. M.

### ATTESTE.

Die nach Queensland (Australien) monatlich abgehenden Schiffe sind verpflichtet, Gruner's Patent-Ozon-Apparate in den Cajüten von Hamburg aus mitzuführen.

Ich bezeuge, dass die im hiesigen Stadttheater aufgestellten Gruner'schen Luftreinigungs-Apparate sich sehr bewährt haben, indem sie die Luft fortwährend frisch und rein erhalten.

Die in dem hiesigen Bureau und in den Comptoirs aufgestellten Patent-Ozon-Apparate wirken hinsichtlich der Luftverbesserung ganz zu meiner Zufriedenheit, und kann ich dieselben bestens empfehlen.

Die in der städtischen Mädchenschule hier aufgestellten Patent-Ozon-Apparate haben sich in bester Weise bewährt, was hierdurch bescheinigt.

Auf Wunsch bescheinige ich gerne, dass durch Aufstellung eines Gruner'schen Patent-Ozon-Apparates in meinem Klassenzimmer die Luft dieses Raumes bedeutend verbessert wurde.

Ich habe auf meinem Comptoir, das schlechte Ventilation hat und in Folge dessen in Bezug auf reine Luft viel zu wünschen übrig Hess, einen Ozon-Apparat von Herrn Heinrich Lindner hier aufgestellt, und hat sich derselbe sehr gut bewährt, was ich hierdurch mit grossem Vergnügen attestiere.



Gruner's Patent-Ozon-Apparat (Waldluft erzeugend) hat sich in einem Krankenzimmer, in welchem 6 Wochen lang kein Fenster geöffnet worden durfte, vortrefflich bewährt.

Der mir gelieferte Patent-Ozon-Apparat bewährt sich so gut, dass meine Verwandte, Frau Albertine Frank, a. Z. in Hamburg, Sie durch mich eruchen lässt, ihr einen solchen Apparat zu senden.

Ich bezeuge Herrn Gruner hiermit gerne, dass der von demselben gekaufte Ozon-Apparat (Waldluft erzeugend) sich zu meiner vollen Zufriedenheit bewährt.

Der von Herrn Heinrich Lindner in meinem Comptoir aufgestellte Ozon-Apparat hat sich vorzüglich bewährt, indem er das sonst ziemlich dumpfige Lokal fortwährend mit reiner wüchziger Luft erfüllt, wodurch das Athmen bedeutend erleichtert wird.

Der von Herrn Heinrich Lindner bezogene u. in meinem Comptoir aufgestellte Ozon-Apparat hat sich vorzüglich bewährt, was ich hiermit bereitwillig attestiere.

Herrn Heinrich Lindner in Nürnberg besetzen wir gerne, dass die von ihm bezogenen Ozon-Apparate aus ausserordentlich gute Dienste thun.

Die in dem betreffenden Zimmer aufgestellten Apparate haben es bewirkt, dass die bisher darin herrschende oble Luft einer durchaus gesunden reinen Luft Platz gemacht hat.

Die Gruner'schen Apparate — zugleich eine Zimmerzierde und auf jedem Tischchen aufzustellen — dienen dazu: in den menschlichen Wohnräumen in ununterbrochener Weise nach Art der Waldbäume Kohlensäure und Ammoniak zu absorbieren und dafür reinen Ozon-Sauerstoff auszuströmen. Sie sind für Krankenzimmer, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Bureau, Pensionate und Schulen bestens zu empfehlen; besonders aber für alle geschlossenen Räume und jene Locale, welche auch aussen von schlechter, verdorbener Luft umgeben sind.

Füllung ist stets genau dieselbe, wie in den Apparaten, welche auf Anordnung Sr. Excellenz Dr. Karell in das Kaiserliche Winterpalais zu St. Petersburg geliefert werden mussten. Preis eines Apparates für 5-10 Personen M. 10. 50 incl. Füllung für 3 Monate. Verpackung M. 1. Weitere Nachfüllung in Gläsern à M. 1. 50 (für je 3 Monate ausreichend). Versandt gegen gültige Voranmeldung oder Nachnahme des Betrages. Der Alleinverkauf dieser Apparate für alle Staaten der Welt befindet sich in den Händen des unterzeichneten Bureau.

Süddeutsches Central-Bureau für Luft- und Wasserreinigungs-Apparate von Heinrich Lindner in Nürnberg.

„Diese Ausgabe“ ist unübertrefflich. Juana Brüll, Verfasserin am Conservatorium in Wien.

Lechte Briefmarken aller Länder zu den billigsten Preisen. Preisliste gratis und franco.

Der Winzerverein in Casterdorf a. Rhein verbindet unter dem Namen gute reine Weine (weisse u. rothe) in kleineren Gebinden zu 60-100 Pf. u. versetzt unbekanntes nur gegen Nachnahme oder Vorverkauf, aber mit 2 yct. Rabatt.

Cap Constantia-Weine. Unterzeichnete versendet gegen Nachnahme echte, frisch bezogene Constantia-Weine, darunter mehrere für Sanitätszwecke, die alle seine Reueit und Gütezeit weit garantirt. Preisverzeichniss franco und gratis.

Pianinos Ratenzahlung. Gegen direct aus der Fabrik Th. Weidenslaufer, Berlin, Gr. Friedrichstrasse, kostenfrei Probensendung. Preisverzeichniss sofort gratis. Bei Barzahlung besondere Vortheile. Jede Buch- und Musikalien-Handlung erhält nähere Anskunft und nimmt Aufträge entgegen.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Mozart's Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Kobl. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Portrait und einem Facsimile. gr. 8. n. Nf. 7. 50 Pf.

Bis Freitag Abend in Leipzig einliefernde Inserate haben Kaufnahme in die acht Tage darauf erscheinende Nummer.

Die Beilage von Albert Heilig in Stuttgart erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Fr. Köffel's Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Lehranstalten. Sechste Auflage. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. Robert Boxberger. Die neue Auflage dieses trefflichen Wertes erscheint in 16-18 Lieferungen (monatlich zwei) à 70 Pfennig. [2066]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und durch jede Buchhandlung zu beziehen: A. F. Graf von Schach, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Zweite Auflage. Zwei Bände. 84. (XVI) 454 Seiten. Mf. 2. — Erg. geb. Mf. 12. — A. F. Graf von Schach, Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung indischer Sagen. Mit einem Vorworte: H. Schlegel. Ein hübsches Gebänd in deutscher Ausstattung. Zweite Auflage. 84. (IV) 174 Seiten. Mf. 3. — Erg. geb. Mf. 4. —

Illustrirte Jagdzeitung! In Ober. Hildes. Pro Halbjahr mit 3 Hft. Preisig. [1765] Schmidt & Günther.

Wir glauben, daß die Kinderkranke von G. Panum's dem Schiller sehr lieb und vertraut werden mag. 2074. Mf. 1. 1/2. 2. Heft: Uebungsbuch, 70 kleine Wägen. 3. Heft: Spiel zur Kunstfertigkeit, 90 präparirte Gegenstände aus dem Geometrischen.

In betterer Auflage erschien (leben): 2070 600 Kinder-Räthel. Scherzfragen, Rebusse von G. Vaucl. In Wandbuch-Format. geb. Mf. 1. 20. Verlag von Herrn. Golling in Wittenberg.

Ein Belohnung u. beiführender Unterhaltungs für Alt u. Jung bietet kein Ding so viel, als J. C. Schloessers

Ebonit-Elektrophor für Schule und Haus. Die Anschaffung dieses neuen elektrischen Apparates in den Wissenschaften, Real u. Volksschulen würde höchst von 25 Königl. Preussischen Regierungen empfohlen und genehmigt. Collection I mit 11 Rebenapparaten u. Natur. Preis 18 Mf. Collection II mit 4 befolgt. 10 Mf. 50. Preis 20 Mf. Verkauft gegen Nachnahme oder Einlieferung des Betrages. Weiterverfäherer: Nürnberg i. Pr. J. C. Schloesser, Mechan. Zehtur.

1/2 Pfd. delikaten weiß. Spec für 7 Mark verl. franco p. Post [1922] J. F. W. Wolf, Cregeld i. Wehl.

Vollst. Spritzapparate, à 2 M. Verlagen i. Springarbeiten à Selt 1 Mf. 50 Pf. Apparat, 24. Wehl. 1. Jede Sandel od. Erpla 5 Mf. Geruchlose Holzger. Herren 20., à 25. 75 Pf. Aufgel. Arabellen u. Silbentzen à 1 Mf. Holzwaaren u. Bemalen u. Bespritzen. Holzwaaren zum Bemalen mit verschiedensten Ornamenten, Blumen etc. Apparate zum Säubern der Holzwaaren. Preisverzeichnisse gr. u. fr. Weiterverf. Ros. Kambsberg. v. J. Norroschewitz, Leipzig.

Erinnerungen aus Ober- u. Bayern

Blau- u. Schwarz



Neuburg



Regensburg

Regensburg

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschienen:  
**Desinfektionsmittel. Conservirung**  
 der  
**Thier- und Pflanzenstoffe**  
 (Nahrungsmittel etc.)  
 Von  
**Dr. St. Mierzinski.**  
 Mit in den Text gedruckten Holz-  
 schnitten.  
**Preis 2 Mark.** (1909)

**Conservirung**  
 der  
**Thier- und Pflanzenstoffe**  
 (Nahrungsmittel etc.)  
 Von  
**Dr. St. Mierzinski.**  
 Mit in den Text gedruckten Holz-  
 schnitten.  
**Preis 3 Mark.** (1909)

Zwei für Chemiker, Apotheker, Aerzte sowie für jede Haushaltung wichtige Schriften.  
**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**



**Gliricin.**  
 Unfehlbares Mittel zur Ver-  
 tilgung von Mäusen und  
 Natten.  
 Preis 2 Mark.  
 Nur erhältlich für Apotheker.  
 Zu beziehen von der Königl. v. d. W. Medizinal-  
 Apotheke (C. Heinersdorf) in Culin, Unter-  
 Den-Str. 5 (ca. 700 Strassen) 3 W.

**Gliricin.**  
 Nehmen Sie die ausführliche Beschreibung,  
 die ich der Rattevergiftungsmittel „Gliricin“  
 geben, von dem ich nur hier, daß er von jenem  
 Besieger gelangt ist, empfinden werde; auf  
 diesem Wege sind sämtliche Natten in  
 einigen Nächten zu vernichten. Natten, die  
 nur die Spuren von Natten hinterlassen,  
 sind z. B. Natten und Mäuse; die nicht auf  
 Nattenhäuten, Mäuse- und Schweinehälften und  
 ähnlichen Natten zu vernichten sind, müssen wohl in  
 ihren Höhlen freigelegt sein, denn es ist auch nicht  
 eine mehr zu sehen. Wenn ich Ihnen sage, daß  
 die ungelähmten Natten hier Gift und Giftigkeit  
 von ihren Kindern hermitertragen haben, so  
 werden Sie sich einen Begriff von der Grenze  
 machen können, daß wie durch Ihr Mittel  
 nun endlich von dieser Plage befreit sind.  
 Dem. Werrisdig 6. Juni, von 12. Juli 77.  
 Ubrich, Süpkecker.



**Griefmarken**  
 verkauft billig. Katalog 40 Pf.  
 Preiskonten gratis.  
 Reinherz Zachische, Leipzig.

**Die Leinen-Fabrik**  
 von D. Badt  
 in Sorau N.L. versendet auch detail zu  
 Fabrikpreisen unter Garantie: Leinen-,  
 Tische u. Bettzeuge etc. Shirting Meter von  
 24 Pf., Halbleinen 54 Pf., r. Leinen 99  
 Pf., Dowlax 36 Pf., gr. Tischleinen 1 M., gr.  
 leinwand Damastfranzosen 1,75, 1 Goleck  
 u. 6 Ser. 4,50, 1 Goleg, in r. Leinen Damast  
 9,75, reinl. Tischleinen, Dts. 2,30, weiß.  
 Handtücher, Dts. 5,30, weiß. Servietten Dts.  
 4 M. zu bis zu den besten Qualitäten.  
 Preislisten franco. Nicht konvertierende  
 Wäsen nehme zurück. Vielfache Nach-  
 bestellungen und Anerkennungen stehen  
 zur Aussicht. (1909)

**Natur-Butter!!**  
 Zum Kulieren empfehle meine  
**extraraine Donau-Butter**  
 in Krüben von 7 1/2 Pfund aus guter Milchabgabe.  
 Dr. A. Dasing, Gertitz, Str. Schleien.

**Für 10 Wf. (franco gegen Franco)** versen-  
 det die best-Präparierte in Deutschland  
 a. Dargestellte Samen mit fremdem Erfolg  
 angewandtes Mittel gegen „Epidemie“. Keine  
 Mühe über Lösung. (1909)

**Stotternde**  
 haben sichere u. bewährte  
 Hilfe bei (1909)  
**Dr. Kreutzen**  
 geleitet in Rodes 1. St.

**Franksucht und Magenleiden.**  
 Nur nach Rezept, bewährte Methoden.  
 Dr. med. Dr. Heymann.  
 Berlin, Yorkstrasse 3. (1904)

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:  
**Die ersten Mutterpflichten**  
 und die  
**erste Kindespflege.**  
 Belehrungsbuch für junge Frauen und Mütter  
 von  
**Dr. F. A. von Anmon,**  
 vordem Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Sachsen u.  
**Einundzwanzigste Auflage**  
 durchgesehen  
 von  
**Dr. F. Windel,**  
 Geh. Medicinalrath, Professor der Geburtshilfe, Director des Geburtshilfs-Instituts  
 in Dresden u. u.  
**Mit Titel vignette.**  
 12. Gebunden mit Goldschnitt 3 M. 75 Pf.

Der Herausgeber sagt im Vorwort: „Möchten Sie wissen, was die ersten  
 Mutterpflichten sind, was die erste Kindespflege ist, was die ersten  
 Schritte sind, welche die Mutter in den ersten Tagen nach der  
 Geburt zu thun hat, um das Kind zu erhalten und zu heilen, so  
 werden Sie in diesem Buche alle die nöthigen Anweisungen finden,  
 welche Ihnen die Natur selbst gegeben hat, und welche Sie durch  
 die Erfahrung der Väter und Mütter bestätigt sind.“ (1907)

**Meyers Hand-Lexikon**  
 Zwölfte Auflage 1878  
 gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegen-  
 stand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage  
 nach einem Namen, Begriff, Factum, Ereignis, Datum,  
 einer Zahl oder Thatsache **utgebenlicher**  
**Bescheid.** Auf ca. 2000 kleinen Oktavesseiten über  
 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.  
 24 Lieferungen, à 5/15 Pfennige.  
 Subskription in allen Buchhandlungen.  
**Verlag des Bibliographischen Instituts**  
 in Leipzig.

**Griechische Weine!**  
 Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit deren Import. Dieselben  
 sind von vorzüglicher Güte und grosser Schönheit. Um deren Bekannt-  
 werden zu erleichtern.  
 versende für **Mk. 17,10** incl. Flaschen, Kiste u. Verpackung  
**1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten:**  
 „Corinth v. Corinth. Ella, Kalliste, Vins Al. Bacco, Vins Santo und Vins  
 Rosé v. Santorin, Malvasier v. Misistra, Achaja Malv, weiss und roth  
 v. Patras“.  
 Absolute Garantie für Reinheit und Echtheit. Preisprohäre auf Wunsch franco.  
**J. F. MENZER, Weingroßhandlung Neckargemünd.**

**Eine** auf dem Tante wohnender Blüher  
 sucht gut selbändige Führung fähig  
 Haushalt und zur Erziehung seiner beiden  
 kleinen Kinder eine Dame erachtlicher Kenn-  
 nissen aus guter Familie. Nur solche Damen  
 die ihren beruflichen Stellung gegenüber  
 stehen, werden gebeten unter Beifügung ihrer  
 Zeugnisse sich unter **A. L. 2049** an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Eine** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Eine** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Für**  
**Sprachleidende**  
**Spracharzt Gerdis,**  
 Rildahsburg. (1907)

**Als** gelehrt in Küche, jung, Witt. od.  
 e. Dame in den Eltern (mit e. adl.  
 Dame) in d. Taubst. b. der 2 mal als  
 Dehl. im Eltern, seit. i. e. Dahn-  
 Erpedition unter **A. L. 2077** an die  
 Dahn-Expeditio in Leipzig. (1907)

**Eine** gelehrt in Küche, jung, Witt. od.  
 e. Dame in den Eltern (mit e. adl.  
 Dame) in d. Taubst. b. der 2 mal als  
 Dehl. im Eltern, seit. i. e. Dahn-  
 Erpedition unter **A. L. 2077** an die  
 Dahn-Expeditio in Leipzig. (1907)

**Eine** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Ein** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Eine** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Ein** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Für**  
**Kunstindustrielle.**  
 Ein Kaufmann, verheiratet, mehrere Sprachen  
 fließend u. in allen handwerklichen Branchen  
 wohl erfahren, sucht baldige Stellung. Der-  
 selbe würde sich ebenfalls hiebei mit grossem  
 Kapital beteiligen können. Beste Referenzen.  
 Offerte unter **K. B. 3205** an Rudolf Hoff  
 in Prag. (1908)

**Eine** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Ein** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Ein Fortmann,**  
 Kleider-Modist und Korsett-Modist, mit  
 12 jähriger Erfahrung, mit allen Künsten  
 vertraut, verheiratet, im Besitze des Quali-  
 fications-Attesses zum Aufseher, mit vor-  
 züglichen Attesten, legt noch in Stellung, sucht  
 zum 1. April 1909 eine mögliche dauernde  
 Stellung. Gelegentliche Offerten unter **B. S. 2058**  
 an die Dahn-Expeditio. (1908)

**Gelehrt** Dame G. Dreifässer, seit Jahr 1.  
 i. Stellung in vorz. Zeugnis, u. bald  
 e. Stelle in Küche, erachtet, d. u. i. Wem-  
 men oder Dr. P. P. unter **M. N. 2076**  
 an die Dahn-Expeditio. (1907)

**Eine** Dame 26 Jahre, aus guter Familie  
 u. der die besten Empfehlungen zur  
 Seite stehen, sucht Stellung als Haushälterin  
 u. Hausbabe, Gehalt wird nicht beantragt.  
 Offerten werden erbeten in der Dahn-Exp.  
 unter **S. T. No. 2059.** (1909)

**Die** Wirtin eines kleinen Offiziers wünscht  
 Erziehungsmittlerin oder zur  
 Erziehung mütterlicher Hand, wenn sie auch  
 bereit wäre, den ersten Unterricht zu ertheilen.  
 Bewerbungen unter **E. A. 2081** an die Dahn-  
 Erpedition in Leipzig. (1907)

**Ein** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Ein** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Eine** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Gelehrt** Dame G. Dreifässer, seit Jahr 1.  
 i. Stellung in vorz. Zeugnis, u. bald  
 e. Stelle in Küche, erachtet, d. u. i. Wem-  
 men oder Dr. P. P. unter **M. N. 2076**  
 an die Dahn-Expeditio. (1907)

**Ein** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

**Eine** gelehrt nicht unerfahren in Küche  
 und häusl. — auch Kindererziehung —  
 sucht für sofort bei 120 Mark Gehalt per  
 anno gut selbändige Führung fähig.  
 Zeugnisse v. E. K. 2049 an die Dahn-  
 Erpedition zu wenden. (1909)

Veranstaltet unter Patronatschutz von Otto Staking in Leipzig.  
 Verlag der Dahn-Expeditio (Verlag von S. Hirzel) in Leipzig. Druck von C. Schöner in Leipzig.

XI  
 Vire  
 Dreie  
 miger  
 und  
 s  
 pran  
 gegen  
 tiefere  
 verbr  
 einen  
 brei  
 Wäre  
 ob di  
 fernt  
 Daut  
 aber  
 braud  
 semme  
 und e  
 Junge  
 ,haft  
 werde  
 und b  
 die B  
 mahm  
 Steig